Einzelpreis 20 gr / 10 Reichspfennig

Posener Tageblatt

Bezugspreis: In der Geschäftsstelle und den Ausgabestellen monatlich 4.— zł, mit Zustellgeld in Posen 4.40 zł, in der Provinz 4.30 zł., Bei Postbezug monatlich 4.40 zł, vierteljährlich 13.10 zł. Bei höherer Gewalt, Betriebsstörung oder Arbeitsniederlegung besteht kein Anspruch auf Nachlieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises. Zuschriften sind an die Schriftleitung des Posener Tageblattes, Posen, Aleja Marszałka Piłsudskiego 25, zu richten. Telegrammanschrift: Tageblatt, Posen. Postscheckkonto: Posen Nr. 200 283. (Konto-Inh.: Concordia A. G. Fernsprecher 6105, 6275.



Anzeigenpreis: Die 34 mm breite Millimeterzeile 15 gr, Textteil-Millimeterzeile (68 mm breit) 75 gr. Platzvorschrift und schwieriger Satz 50% Aufschlag. Offertengebühr 50 Groschen. Abbestellung von Anzeigen schriftlich erbeten. — Keine Gewähr für die Aufnahme an bestimmten Tagen und Plätzen. — Keine Haftung für Fehler infolge undeutlichen Manuskriptes. — Für Beilagen zu Chiffrebriefen (Photographien, Zeugnisse usw.) keine Haftung. — Anschrift für Anzeigenaufträge: Posener Tageblatt, Anzeigen-Abteilung, Posen, Aleja Marszałka Piłsudskiego 25. — Anzeigenannahme auch durch alle Anzeigen-Vermittlungen. Gerichts- und Erfüllungsort Posen. — Fernsprecher 6275, 6105.

78. Jahrgang | Posen, Donnerstag, 14. September 1939 | Nr. 204

Der Heeresbericht

Deutsche Vortrupps in Lemberg

Mehrere polnische Divisionen aufgerieben

DNB. **Deutsches Hauptquartier**, 13. September. Das deutsche Ostheer setzte auch am Dienstag mit seinem Süd- bzw. Nordflügel die stürmische Verfolgung des Feindes fort.

Beiderseits Przemysl vorstoßend wurden Sambor und Jaworow genommen, und mit vorgeworfenen Abteilungen Lemberg erreicht.

Die südlich Radom eingeschlossene polnische Gruppe hat aufgehört zu existieren. Die gewaltige Beute an Gefangenen, Geschützen und Kampfgerät aller Art wird noch gesichtet und gezählt.

Alle Versuche der um Kutno umstellten fünf polnischen Divisionen und zwei Kavalleriebrigaden, nach Süden durchzubrechen, sind gescheitert.

Der konzentrische Gegenangriff unserer Divisionen ist im Gange.

Oestlich und südöstlich von Warschau sind Straße und Bahnlinie Warschau—Sielce mit starken Kräften überschritten worden. Am äußersten Ostflügel stehen motorisierte Truppen **40 Kilometer nördlich von Brest.**

Weit hinter der Front ist die zu spät aus Lomza (Lomża) nach Süden weichende 18. polnische Division nördlich des Bug gestellt worden.

Die Luftwaffe griff auch gestern erfolgreich Straßen, Brücken und Eisenbahnen östlich der Weichsel an. Im Bahnhof Krystynopol brennen 3 Züge. Der Flugplatz Luck wurde schwer beschädigt, die Flugzeugfabrik Biała Podlaska in Brand geschossen. **14 feindliche Flugzeuge wurden zerstört, davon zwei im Luftkampf.** Die Luftaufklärung brachte ausgezeichnete und für die Führung wertvolle Ergebnisse.

Im Westen wurde der Birnberg etwa 6 Km. südöstlich Saarbrücken, auf dem sich der Feind mit zwei Kompanien festgesetzt hatte, im Gegenangriff durch unsere Vorposten wieder genommen. Sonst nur geringe Vorpostenkämpfe. Luftangriffe auf deutsches Reichsgebiet fanden nicht statt.

Modlin von deutschen Truppen eingeschlossen

Die an der Mündung des Narew in die Weichsel nordwestlich Warschau gelegene wichtige Festung Modlin ist von deutschen Truppen eingeschlossen.

Hinter der im Angriff auf Warschau vordringenden deutschen Truppe liegen in dem bisher durchschrittenen Gebiet zahlloses polnisches Artilleriegerät sowie Waffen aller Art. Erhebliche wirtschaftliche Vorräte und eine große Menge von Halbfertigfabrikaten in Fabriken wurden erbeutet. In Radom wurden große Mengen an Leder und Spiritus gefunden.

Rawa Ruska und Tomaszow erreicht

Schnelle Truppen haben die große Straße Lemberg—Lublin bei Rawa Ruska und Tomaszow erreicht.

Wirksame Tätigkeit der Luftwaffe

Der Luftwaffe fiel auch gestern bei ungünstigem Wetter die Aufgabe zu, das rückwärtige Verkehrsnetz des Feindes zu zerschlagen und den Rückmarsch polnischer Kräfte zu verhindern. Ihre Angriffsziele wurden immer weiter nach Osten verlegt. So wurden die Eisenbahnlinien Wolkowysk—Puławy—Lublin—Kowel und Lublin—Lemberg angegriffen, mehrfach nachhaltig unterbrochen und auf ihnen Transportzüge zum Stehen gebracht.

Die Bahnhöfe Kowel, Siedlce, Łuków und Włodawa sind durch Volltreffer schwer beschädigt, die Bahnanlagen sind zerstört. Der Bahnhof Osowiecz wurde vollkommen vernichtet. Auf einem großen Teil des rückwärtigen Eisenbahnnetzes sind Bahntransportbewegungen nicht mehr durchführbar.

Ausländische Attachés an der Ostfront

Auf Einladung des Oberbefehlshabers des Heeres begeben sich in dieser Woche die in Berlin beglaubigten Militärattachés der neutralen Staaten in zwei Führungsgruppen für je drei Tage in das Operationsgebiet in Polen.

Den Militärattachés wird Gelegenheit geboten, zunächst den Schauplatz der Kämpfe um Mława zu besichtigen sowie bei einem Besuch verschiedener Kommandobehörden und Fronttruppenteile Eindrücke für die Berichterstattung an ihre Generalstäbe über den Gang der Operationen sowie den Geist und die Stimmung der Truppen zu sammeln.

Aufruhr in Ostpolen

Belgische Berichte über Aufstände im Raum Grodno—Wolkowysk—Białystok

DNB. **Brüssel, 14. September. „Pays Réel" gibt Informationen von verschiedenen zuverlässigen Quellen wieder, wonach seit mehreren Tagen in einem Teil Polens, der durch das Dreieck Grodno—Wolkowysk—Białystok begrenzt werde, Aufstände ausgebrochen seien. Man dürfe nicht vergessen, daß durch den Versailler Vertrag rund 7 Millionen Russen und orthodoxe Ukrainer an Polen gefallen seien, die sich jetzt befreien wollen. Eine Revolution dieser Völker, die von den Polen schwer verfolgt worden seien, sei von unterrichteten Beobachtern in Polen schon lange vorausgesehen worden.**

„Nach Polen über Lodz"

Der Führer in Lodz

Normales Leben in der zweitgrößten Stadt Polens — Hochstimmung bei den Lodzer Deutschen

DNB. **Führer-Hauptquartier**, 14. Sept. **Auf seiner gestrigen Rundfahrt traf der Führer um 15 Uhr in Lodz ein. Die Fahrt des Führers mitten durch die Stadt, die erst am Wochenende besetzt wurde, bildete für die deutschen Truppen und die Bevölkerung eine riesige Ueberraschung.**

Vom Führerhauptquartier werden hierzu folgende Einzelheiten berichtet:

Der Führer begab sich vorgestern wieder im Flugzeug an die Front. Sein Besuch galt diesmal dem Operationsgebiet nördlich von Lodz, wo in den letzten Tagen die Versuche von zahlreichen polnischen Divisionen und größeren Kavallerieverbänden doch noch einen Durchbruch zu erzwingen, blutig zusammenbrachen.

Der Führer besuchte die siegreichen deutschen Truppen und fuhr dann um 15 Uhr in Lodz ein, wo er von den Volksdeutschen und den deutschen Soldaten jubelnd begrüßt wurde.

Zur selben Stunde, als der Führer durch Lodz fuhr, wurde von Reuter ein sogenanntes amtliches Kommuniqué in die Welt gefunkt, daß die polnischen Truppen Lodz wieder erobert hätten!

Selten wohl ist die Lügenhaftigkeit der englischen Propaganda rascher und eindrucksvoller erwiesen worden, als an diesem Tage durch die Führerfahrt durch Lodz.

Nach einem längeren Flug landete der Führer in unmittelbarer Nähe der Front.

Hier ist ein Flugplatz der deutschen Luftwaffe entstanden, auf dem ununterbrochen Bomber, Zerstörer und Aufklärer starten und landen. Innerhalb weniger Minuten zählen wir vierzig Starts und Landungen. Am späten Vormittag passieren wir die Einfahrt nach Lodz, lassen die Stadt aber vorerst links liegen. Wir fahren durch einen Vorort, der mit der Stadt durch Straßenbahnverkehr verbunden ist. Die Straßenbahnwagen verkehren vollkommen normal. Sie sind mit Männern und Frauen, die ihrer Arbeit nachgehen, voll besetzt.

Hakenkreuzfahnen wehen

Auf zahlreichen Häusern wehen Hakenkreuzfahnen, ein Zeichen, daß hier Volksdeutsche wohnen, die nun von allem Terror, aller Not und aller Verfolgung für immer erlöst und befreit sind. Jetzt können sie sich frei und offen zu ihrem Volkstum bekennen; die siegreichen Fahnen des Großdeutschen Reiches wehen zum ersten Male aus den Fenstern ihrer Häuser.

Der deutsche Vormarsch auf Lodz ging so rasch vorwärts, daß die Polen keine Gelegenheit mehr hatten, große Zerstörungen vorzunehmen oder gar, wie sie es fast in allen anderen Orten taten, ganze Straßenzüge anzuzünden und in Schutt und Asche zu legen. So bietet das Lodzer Gebiet ein Bild des Friedens. Nicht einmal die Glashäuser der großen Blumenzüchtereien sind zerstört. Aus den Gärten leuchten die flammenden Farben des Herbstes.

Bald jedoch ändert sich das Bild. In Zgierz treffen wir wieder auf Kampfspuren. Zerstörte polnische Panzer liegen im Straßengraben, deutsche Truppen ziehen nach vorn, schwere Artillerie und MG.-Züge, Infanterie, auch Arbeitsdienst, der beim Ausbessern gesprengter Straßen und Brücken eingesetzt werden soll. Wir treffen Munitionsausgabestellen, Gefangenensammelstellen, Verbandsplätze, Befehlsstellen, Stäbe, die sich in verlassenen Gutshäusern eingerichtet haben. Das Generalkommando ist voll motorisiert und arbeitet in einem großen Befehlswagen. So ist es in der Lage, jederzeit in direktem Kontakt mit den Truppen der vordersten Linie seine Entscheidungen zu treffen.

Es ist überhaupt ein charakterisches Zeichen der Schlachten in Polen, daß die deutschen Kommandostellen unmittelbar hinter der kämpfenden Truppe ihr jeweiliges Quartier aufschlagen und also ihre Dispositionen ohne jeden Zeitverlust aus unmittelbar eigener Anschauung treffen können. Truppe und Führung sind auch räumlich eins. Keine weiten Entfernungen trennen Front und Stab. Es gibt in diesem Sinne keine Etappe mehr.

Die Stimmung der Truppen ist hervorragend

Auch der gute deutsche Soldatenhumor fehlt nicht inmitten des Frontbildes. Die Truppen, die hier den siegreichen Vormarsch in großartigen Marschleistungen von täglich 50 bis 60 Kilometer vorantrugen, haben von der deutschen Grenze ein Verkehrsschild mitgenommen, das auf gelbem Grund mit schwarzen Buchstaben die Bezeichnung trägt: „Nach Polen über Lodz". Dieses Verkehrsschild ist der Truppe zu einem Symbol geworden. Sie wird es weiter tragen bis zum Abschluß der Schlacht „Nach Polen über Lodz!". Das Wort wird ein guter Wegweiser sein.

Zahlreiche polnische Divisionen sind hier im Raume von Lodz schwer geschlagen worden.

Der Führer spricht mit seinen Soldaten

Der Führer besucht in diesem Kampfabschnitt die Divisionsstäbe und läßt sich über die Kämpfe der letzten Tage eingehend Bericht erstatten. Er spricht mit den Offizieren, die mit ihren Kompanien und Bataillonen den polnischen Durchbruchversuch vereitelten und den deutschen Angriff weiter vorantrugen. Unter anderem besuchte der Führer eine Division, deren Kommandeur an der Front am Vortag verwundet wurde, sich aber weigerte, seinen Platz zu verlassen und ins Lazarett zu gehen.

Der Führer spricht dem tapferen Kommandeur für die Haltung seiner Division seine besondere Anerkennung aus. Eingehend läßt sich der Führer über das tapfere Verhalten der einzelnen Soldaten sowohl als auch der verschiedenen Truppenteile berichten. Eindrucks-

voll ist ein Bericht, der von dem Heldenstück eines deutschen Panzerabwehrschützen Kunde gibt. Dieser tapfere deutsche Soldat brachte es fertig, drei anrollende polnische Panzer bis auf fünf Meter an sich herankommen zu lassen, um sie dann erst durch drei Volltreffer kaltblütig nacheinander zu erledigen.

Dafür bekam er das erste Eiserne Kreuz der Division.

Von hier begibt sich der Führer nach Lodz. Während der Fahrt erhalten wir durch den Pressefunkwagen, der den Führer auch während der Zeit, die er an der Front weilt, ohne jede Verzögerung mit Nachrichten aus der ganzen Welt versorgt, die Reutermeldung, daß „polnische Truppen Lodz wieder erobert" hätten.

Diese „amtliche" englische Lügenmeldung erweckt bei uns allen herzliche Heiterkeit; denn gerade zu dieser Stunde fährt der Führer durch Lodz.

Lodz ist völlig unzerstört

Auf den Straßen sind bereits die von den Volksdeutschen rasch gebildete Hilfspolizei — kenntlich an den Hakenkreuzarmbinden im Zivilanzug und dem umgehängten Gewehr —, deutsche Feldpolizei, SS und Wehrmacht angetreten. Lodz ist völlig unzerstört. **Die Bevölkerung geht wie immer ihrer Arbeit nach, die Läden sind geöffnet. Auf den Straßen drängen sich vor den Anschlägen der deutschen Verwaltung die Menschen.**

Der Besuch des Führers kommt der Stadt vollkommen überraschend. Die Volksdeutschen können es gar nicht fassen, daß der Führer, auf den sie seit so vielen Jahren vertrauten, nun wirklich unter ihnen weilt — wurde doch Lodz erst am Wochenende von deutschen Truppen genommen. Desto größer ist nun der Jubel, mit dem sie dem Führer für ihre Befreiung danken. Hell tönen die Heilrufe in den Straßen, die der Führer durchfährt. Die Gesichter der Deutschen von Lodz leuchten vor Freude und Ergriffenheit, die Arme steigen zum Gruß empor — vergessen sind in diesem Augenblick die unermeßlichen Qualen zweier Jahrzehnte: Der schönste Augenblick ihres Lebens ist da.

Neben den Volksdeutschen stehen die deutschen Soldaten — und auch sie jubeln dem Führer zu und bereiten ihm eine unvergeßliche Huldigung.

Am Ausgang der Stadt gibt es eine kurze Stockung. Die Straße ist aufgerissen. Offenbar wollten die Polen im Rückzug noch rasch eine letzte Schützengrabenstellung ausheben, aber es war schon zu spät. Die Welle des deutschen Vormarsches ging auch über diesen letzten Versuch hinweg. **Jetzt sind Hunderte von Juden, zum Teil noch mit dem Kaftan bekleidet und die schmierigen ostjüdischen Käppchen auf den Köpfen, damit beschäftigt, die Straße zuzuschütten und sie wieder befahrbar zu machen.** Volksdeutsche Hilfspolizei bewacht ihre Arbeit, die erste produktive Arbeit, die diese Ostjuden in ihrem Leben leisten.

Feldmarschall Göring an der Weichsel

Auszeichnung verdienter Frontkämpfer

DNB. ...., 14. September. Generalfeldmarschall Göring setzte am Mittwoch die Besichtigung seiner Frontverbände fort. Er unternahm am Nachmittag mit seinem Stabe in zwei Flugzeugen einen ausgedehnten Flug über das polnische Kampfgebiet. Hierbei besuchte er die zur unmittelbaren Unterstützung des Erstkampfes angesetzten Zerstörer- und Sturzkampfverbände auf ihren bis zur Weichsel vorgeschobenen Feldflugplätzen.

Der Feldmarschall sprach den einzelnen Frontverbänden, die auf allen Feldflugplätzen ihren Oberbefehlshaber mit hellem Jubel begrüßten, seine Anerkennung aus und verlieh einer Reihe von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften für besondere Leistungen im Namen des Führers das Eiserne Kreuz.

Wie wir von unterrichteter Seite erfahren haben, erfolgte gleichzeitig auch im Heer die Verleihung der ersten Eisernen Kreuze 1939 für ganz besondere Leistungen, und zwar sowohl für persönliche Tapferkeit als auch für erfolgreiche Truppenführung.

Brauchitsch bei den Radomer Truppen

DNB. **Berlin, 14. September.** Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, begab sich am 12. September zum Stab des Generals der Artillerie von Reichenau, um von dort aus in die vordere Front zu den an der Schlacht bei Radom beteiligten Truppen zu gehen.

Die Kinos in Deutschland geöffnet

DNB. **Berlin, 14. September.** Während in Frankreich und England sämtliche Filmtheater geschlossen sind, hat in Deutschland jeder Volksgenosse die Möglichkeit ins Kino zu gehen, wo ausführliche und neueste Wochenschauen von dem Kampf unserer Truppen berichten.

Englisches Seepiratentum

England eröffnet Hungerblockade

England vergewaltigt die neutralen Staaten — Unverschämte Einmischung in den Welthandel

DNB. **Berlin, 14. September. In Deutschland ist jetzt die von der britischen Regierung verkündete Liste der Güter bekanntgeworden, die England als Konterbande behandeln will, d. h. also, die Liste der Güter, die England sich anmaßt, durch seine Kriegsschiffe als Seebeute überall aufbringen zu lassen. Jedes Schiff einer fremden Nation, das solche Güter an Bord schafft, wird in Zukunft von britischen Schiffen versenkt oder geraubt werden.**

Die Aufzählung der Güter selbst ist so umfassend, daß es sich hier um **ein Dokument skrupelloser Rechtsverletzung und echt britischen Zynismus** handelt. Es stellt gleichzeitig einen Beweis rücksichtsloser Grausamkeit englischer Kriegführung dar, die sich den von zwei britischen Agenten des Secret Service angestifteten Mordtaten in Bromberg würdig an die Seite stellt.

Zur Erklärung der Liste diene folgendes: Nach allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen gelten als Konterbande nur Güter und Gegenstände, die unmittelbar der Rüstung der kriegführenden Streitkräfte dienen. Im übrigen fallen andere Waren hierunter, insoweit, als sie erwiesenermaßen für den Gebrauch der feindlichen Armee bestimmt sind. **Ein Blick in die englische Liste zeigt, daß sich England in seiner Seekriegführung über alle völkerrechtlichen Schranken hinwegsetzt und gewillt ist, zu den Methoden der reinen Seeräuberei zurückzukehren.**

Die Liste enthält eine große Anzahl von Gegenständen, die England zur Seebeute machen will, die für den Gebrauch der Zivilbevölkerung bestimmt sind. So sollen z. B. alle Arten von Nahrungs- und Futtermitteln, alle Bekleidungsartikel sowie alle zu ihrer Erzeugung und Herstellung dienenden Gegenstände Konterbande sein. Von irgendeiner Beschränkung ist in keiner Weise die Rede.

Das heißt also, England verkündet hiermit in aller Form die Hungerblockade gegen die Frauen und Kinder aller europäischen Länder. Es maßt sich das Recht an, die Nahrungs- und Futtermittel, die Europa nicht genügend zum Unterhalt und Ernährung seiner Gesamtbevölkerung und zur Fütterung seines Viehbestandes zur Verfügung hat, als Kriegsbeute zu betrachten, d. h. also, England will in Zukunft Ländern wie Italien, Jugoslawien, Spanien, Griechenland, Holland, den skandinavischen Staaten, den baltischen Staaten diktieren, was sie essen dürfen und was nicht, welche Kleider sie tragen dürfen und welche nicht, usw.

Da aber von solchen Maßnahmen in erster Linie die Frauen, Mütter, Kinder und Greise betroffen werden, so bedeuten die angekündigten britischen Maßnahmen einen Kampf ohne Erbarmen für die Unterernährung und das Verhungern der heranwachsenden europäischen Jugend sowie für das baldige Absterben aller alten Leute.

Die englische Regierung, die in echt englischer Heuchelei sich sonst bei jeder Gelegenheit den Anschein zu geben bemüht, als ob ihr an einer möglichst humanen Kriegführung gelegen sei, zeigt hier ihr wahres Gesicht, denn sie trifft mit diesem Entschluß nur die Schwachen.

Die Widerstandskraft des kämpfenden deutschen Volkes wird hierdurch in keiner Weise betroffen. Deutschland, das im Weltkrieg 4½ Jahre unter wesentlich ungünstigeren Umständen kämpfte und dann unter einer anderen Regierung trotzdem den Weltkrieg gewonnen hätte, geht heute mit ganz anderen Reserven und Möglichkeiten in diesen Krieg als 1914.

Es steht ihm vor allem nach der Niederschlagung Polens der gesamte Osten nicht als Feind gegenüber, sondern als Freund und Lieferant zur Seite.

Was die deutsche Widerstandskraft anbetrifft, so wird also die englische Maßnahme im wahrsten Sinne des Wortes ein Schlag ins Wasser sein.

Anders liegt es mit dem Handel der neutralen Länder. Dieser legale Handel wird durch das englische Vorgehen nunmehr vernichtet. Wenn wir uns der Gewaltmethoden erinnern, deren sich England über den Wortlaut solcher Verordnungen hinaus im Weltkrieg bediente, so besteht bei uns kein Zweifel, daß das wirtschaftliche Leben der Neutralen durch diese englischen Seeräubermethoden allmählich erdrosselt werden wird. Es bleibt die Frage offen, ob die Großmächte und sonstige neutralen Staaten sich diese britischen Unverschämtheiten auf die Dauer gefallen lassen.

Gegenmaßnahmen Deutschlands

Erweiterung des Kreises des unbedingten Banngutes

Die Reichsregierung hat in dem Bestreben, den friedlichen Seehandel soweit irgend angängig zu schonen, in der Deutschen Prisenordnung vom 28. August 1939 diejenigen für das feindliche Gebiet oder für die feindliche Streitmacht bestimmten Gegenstände und Stoffe zum unbedingten Banngut erklärt, die unmittelbar der Land-, See- oder Luftrüstung dienen. Nachdem die britische Regierung jedoch eine Liste des unbedingten Bannguts aufgestellt hat, die weit über diesen Rahmen hinausgeht, sieht sich die Reichsregierung gezwungen, den Kreis des unbedingten Bannguts ebenfalls zu erweitern.

Die Reichsregierung hat daher das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

§ 1.

Als Banngut (unbedingtes Banngut) werden folgende Gegenstände und Stoffe angesehen, wenn sie für das feindliche Gebiet oder für die feindliche Streitmacht bestimmt sind:

1. Waffen jeder Art, ihre Bestandteile und ihr Zubehör.
2. Munition und Munitionsteile, Bomben, Torpedos, Minen und andere Arten von Geschossen, die für das Abschießen oder Abwerfen dieser Geschosse bestimmten Vorrichtungen; Pulver und Sprengstoffe einschließlich Sprengkapseln und Zündmittel.
3. Kriegsschiffe aller Art, ihre Bestandteile und ihr Zubehör.
4. Kriegsluftfahrzeuge aller Art, ihre Bestandteile und ihr Zubehör, Flugzeugmotoren.
5. Kampfwagen, Panzerkraftwagen und Panzerzüge, Panzerplatten jeder Art.
6. Chemische Kampfstoffe; die zu ihrem Abschießen und Abblasen bestimmten Vorrichtungen und Maschinen.
7. Militärische Kleidung und Ausrüstungsgegenstände.
8. Nachrichten-, Signal- und militärische Beleuchtungsmittel, und ihre Bestandteile.
9. Transport- und Verkehrsmittel und ihre Bestandteile.
10. Kraft- und Heizstoffe aller Art, Schmieröle.
11. Gold, Silber, Zahlungsmittel, Schuldurkunden.
12. Geräte, Werkzeuge, Maschinen und Stoffe zur Herstellung oder zum Gebrauch der in den Ziffern 1—11 genannten Gegenstände und Erzeugnisse.

§ 2.

Artikel 1 dieses Gesetzes wird Artikel 22 Absatz 1 der Prisenordnung.

§ 3.

Dieses Gesetz tritt mit seiner Verkündung in Kraft.

Führerhauptquartier, den 12. September 1939.

Der Führer und Reichskanzler
gez. Adolf Hitler.
Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht
gez. Keitel.
Der Reichsminister des Auswärtigen
gez. von Ribbentrop.
Der Reichsminister der Justiz
gez. Dr. Gürtner.

Bekanntmachung über bedingtes Banngut

Es wird folgendes bekanntgemacht:

Als Banngut (bedingtes Banngut) werden unter den Voraussetzungen des Artikels 24 der Prisenordnung vom 28. August 1939 folgende Gegenstände und Stoffe angesehen:

Nahrungsmittel (einschließlich lebende Tiere), Genußmittel, Futtermittel und Kleidung, Gegenstände und Stoffe, die zu ihrer Herstellung gebraucht werden.

Diese Bekanntmachung tritt mit dem 14. September 1939 in Kraft.

Berlin, den 12. September 1939.

Polens Lügenzentrale auf der Flucht

Auch der Zivilkommandant von Warschau ist bereits ausgerissen

DNB. **Warschau, 14. September.** Die „Polnische Telegraphenagentur" und der Zivilkommandant von Warschau sind mit ihrem Stab aus Warschau abgezogen. **Sie haben ihr Hauptquartier in Baranowicze aufgeschlagen.** Anfangs lag die Absicht vor, die polnische Telegraphenagentur solle nach Lemberg gehen, doch da diese Stadt bereits durch deutsche Truppen bedroht war, hat man davon abgesehen. Wenn auch Baranowcize bedroht werden sollte, werde die PAT. nach Wilna gehen, wo bereits die Vorbereitungen getroffen werden. Die Bahnlinie Wilna—Baranowicze sei im Augenblick in Polen die einzige Eisenbahnverbindung, die noch intakt ist.

Reuter-Lügen haben kurze Beine

DNB. **Wilna, 14. September.** Um die Stimmung der polnischen Bevölkerung zu heben, verbreitet der polnische Rundfunk fortgesetzt Falschmeldungen über die Frontlage. So meldet der polnische Rundfunk, daß die polnischen Truppen Lodz wieder erobert hätten, und **daß es den bei Posen und Pommerellen umzingelten Truppen gelungen sie, die Verbindung mit den polnischen Hauptstreitkräften bei Kutno wieder aufzunehmen.**

Auch auf allen anderen Frontabschnitten seien angeblich die deutschen Truppen nicht mehr in der Lage, vorzugehen. Diese Nachrichten von der angeblichen Wiedereroberung Lodz ist um so grotesker, als der polnische Funk zuerst die deutsche Meldung von der Besetzung von Lodz dementierte und die Stadt wiedererobert sein soll.

Das englische Nachrichtenbüro Reuter stellte bei dieser Gelegenheit seine bedenkenlose und auch ausgesprochen dumme Lügentaktik erneut unter Beweis. Reuter übernahm unter Zitat des Warschauer Funks den Schwindel von der Wiedereroberung von Lodz. Reuter funkte diese Lüge in dem gleichen Zeitpunkt in die Welt hinaus, als der Führer seinen Einzug in die Stadt Lodz hielt.

Offizielle Aufforderungen zum Bandenkrieg

DNB. **Amsterdam, 14. September.** Wie von der litauisch-polnischen Grenze gemeldet wird, sind die widersprechenden Berichte, die der polnische Rundfunksender Wilna aussendet, besonders bemerkenswert. Bereits seit einigen Tagen verbreitet dieser Sender Aufrufe der polnischen Behörden, in denen die polnische Zivilbevölkerung aufgefordert wird, mit allen Mitteln gegen die deutschen Soldaten zu kämpfen.

Diese Aufrufe haben in der ausländischen Presse Aufmerksamkeit erregt, und man hat dort festgestellt, daß sie nichts anderes darstellen, als Aufforderungen zu einem völkerrechtswidrigen Bandenkrieg.

Die Ostsee unter deutschem Schutz

DNB. **Stockholm, 14. September.** Die Besorgnis über die Auswirkung der rücksichtslosen Blockademaßnahmen der Engländer ist in Schweden wesentlich geringer geworden, nachdem Deutschland als Handelspartner immer nachhaltiger in Erscheinung tritt und der Handelsverkehr über die Ostsee, insbesondere nach Deutschland, als absolut gesichert, ja sogar als außerordentlich steigerungsfähig erkannt worden ist. Auch die Tatsache, daß deutscherseits, im Gegensatz zu England, die Konterbandebestimmungen loyal gehandhabt und der Schiffahrtsverkehr mit den neutralen Staaten selbst durch die Minensperre geschützt wird, hat hier Befriedigung hervorgerufen. Im Gegensatz dazu wird das von England eingeführte Kontrollsystem weiterhin als widerrechtlich empfunden.

Bezeichnend für die Beurteilung der Lage hinsichtlich des Schiffahrtsverkehrs

ist die Tatsache, daß der staatliche Kriegsversicherungsausschuß eine Reihe von Versicherungsprämien zum Teil erheblich gesenkt hat!

Hollands Fischer brotlos geworden

DNB. **Amsterdam, 14. September.** In welch großem Umfang die Neutralen unter dem von England heraufbeschworenen Krieg zu leiden haben, geht aus einer Schilderung hervor, die in den holländischen Zeitungen über die traurige Lage der holländischen Seefischerei erschienen ist. Alle Fischlogger liegen auf. Die Häfen von Scheveningen und Ijmuiden sind völlig stillgelegt, da die Fischer es wegen der englischen Minen nicht wagen, die Fischgründe in der Nordsee aufzusuchen. Ein Teil der Fischereiflotte mußte daher nach Amsterdam gebracht werden. Wie der Telegraph berichtet, werden durch diesen Zustand Tausende von holländischen Fischern brotlos.

Britische Uebergriffe gegen USA-Schiffe

Dampfer tagelang festgehalten. — Ladung für neutrale Staaten beschlagnahmt.

Die Seeräubertaktik der Engländer führt zu den schamlosesten Uebergriffen gegenüber den Schiffen neutraler Staaten. So erhob jetzt Victor Sudman, der Generaldirektor der USA-Reederei „Black Diamond Lines“ beim Außenministerium in Washington scharfe Beschwerde gegen die **flagrante Verletzung der amerikanischen Neutralität durch England.** Sudman gab zu Protokoll, daß der Frachtdampfer „Black Osprey“ im Aermelkanal angehalten und nach der englischen Küste eskortiert wurde, ohne den Schiffeigner zu unterrichten. Außerdem beschlagnahmten die Engländer den der gleichen Reederei gehörenden Frachtdampfer „Black Eagle“, der gestern in Rotterdam eintreffen sollte. Sudman erklärte weiter, daß der Kapitän der „Black Osprey“ tagelang nicht mit seiner Reederei in Verbindung treten sollte. Die Ladung der „Black Osprey“ war für Rotterdam und Antwerpen bestimmt, ausgenommen eine kleine Sendung Büromöbel für einen USA-Konsul in Deutschland.

Die Blockade wird England selbst treffen!

Zu den englischen Absichten einer Blockade Deutschlands schreibt „Extrabladet“ in einem Leitartikel u. a.: Wenn England Deutschland auszuhungern versuchen wolle, so würde das fürwahr die neutralen Länder treffen, deren Handel mit England von der Passage über die Nordsee abhängig sei. Dänemark werde seinen Handel mit Deutschland im wesentlichen über Land aufrechterhalten können und England daher durch einen totalen Blockadekrieg mit den Folgen einer deutschen Gegenblockade sich selbst, was den Handel mit den skandinavischen und baltischen Ländern anbelange, einen härteren Schaden zufügen als Deutschland.

„Armes Frankreich“

Belgische Blätter unterstreichen die Unbesiegbarkeit des Westwalles

DNB. **Brüssel, 14. September.** Die belgische Zeitschrift „Cassandre“ veröffentlicht eine ausführliche Würdigung des Westwalles, in der sie die gigantischen Ausmaße der deutschen Verteidigungsmauer und ihre Unbesiegbarkeit hervorhebt. Unter der Erde seien die Unterstände, Ausgänge und sonstigen Einrichtungen derart vollkommen, daß sie selbst die Phantasie eines Jules Verne übertreffen.

Im Zusammenhang mit der Aufgabe, die den Franzosen gestellt sein würde, wenn sie gegen den Westwall anrennen wollten, schreibt „Nation Belge“: Armes Frankreich, das schon weißgeblutet war, bevor die Rekruten von heute geboren waren, und dessen kaum geschlossene Wunden jetzt von neuem geöffnet werden sollen.

Die Beziehungen zwischen Sowjetrußland und der Türkei

DNB. **Istanbul, 13. September.** Der Abgeordnete Yunus Nadi schreibt in der Zeitung „Cümhuniyt“, in der gegenwärtigen Zeit käme den herzlichen Beziehungen der Türkei zur Sowjetunion die größte Bedeutung zu.

Ein Vormarsch von beispielloser Präzision

Ordnung und Ruhe hinter der Front — Schwedischer Bericht aus Polen

DNB. **Stockholm, 14. September.** Ein an die polnische Front entsandter schwedischer Berichterstatter betont in seinem Blatt, daß hinter der deutschen Front in Polen bereits völlige Ruhe eingetreten sei. Die deutsche Armee habe ihren Nachschub mit größter Schnelligkeit nach dem Kampfgebiet hintransportiert. Auf deutschem Gebiet sehe man überhaupt keine Truppen mehr und auch in dem besetzten Gebiet seien nur schwache Kräfte notwendig, um die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Der einfachste deutsche Soldat werde in den polnischen Städten mit einer gewissen Bewunderung betrachtet. **Der deutsche Vormarsch sei mit einer Präzision vor sich gegangen, zu der ein Gegenstück fehle.** Hinter der Front treffe man überall bereits den deutschen Arbeitsdienst beim Brückenbau, Wegeausbessern und anderen Aufgaben. Obgleich von den Polen viele Brücken gesprengt seien, käme man auf fast allen wichtigen Wegen so gut weiter, als wenn niemals Sprengungen vorgenommen wären. Der Berichterstatter unterstreicht, daß die deutsche Volksgruppe in Polen die einrückenden deutschen Truppen mit Begeisterung begrüßt hat.

Erleichterungen im Straßenverkehr

Die Verdunklung der Stadt ist nicht von 10 Uhr abends, sondern vom Eintritt der Dunkelheit bis zum Morgengrauen durchzuführen.

Die Straßensperre gilt nicht mehr ab 18, sondern erst ab 19 Uhr bis 6 Uhr früh.

Fenster dürfen wieder geöffnet werden.

Ab sofort dürfen Pferde-Fuhrwerke ohne Ausweis die Straße passieren.

Der wirtschaftliche Verkehr aus der Stadt und in die Stadt, d. h. von Gemüsewagen, Kohlenwagen und dergl., ist gänzlich freigegeben.

Organisiertes Bandenunwesen in Warschau

Holländisches Urteil über das polnische Chaos

DNB. **Amsterdam, 14. September.** Auf Befehl des Generals Czuma wurden die Tore des Warschauer Gefängnisses Mokotow geöffnet. Die Gefangenen benutzten nach Berichten holländischer Pressevertreter die Gelegenheit und verübten zahlreiche Plünderungen in den leerstehenden Häusern sowie in den Wohnungen der völlig verängstigten Bevölkerung. **Es werden zahlreiche Gewalttaten der Sträflinge gegen Frauen und Mädchen gemeldet, die den Auftrag erhielten, sich zu den vordersten Barrikaden zu begeben und brennende Benzinflaschen nach den deutschen Panzerwagen zu werfen.** Ein Beweis für den polnischen Bandenkrieg ist die Tatsache, daß in die sogenannten Arbeiterbataillone auch Frauen und Mädchen aufgenommen wurden.

Der Kommandant Warschaus, Czuma, hat neuerdings eine Verordnung erlassen, nach welcher es den Einwohnern unter strenger Strafandrohung verboten wird, die von deutschen Flugzeugen abgeworfenen Flugschriften aufzuheben und zu lesen. Es ist jetzt auch erwiesen, daß in Warschau von den polnischen Banden Dumdumgeschosse verwendet werden.

Alle Straßen und Zugänge versperrt

Amsterdam, 14. September. Laut Nachrichten aus Warschau hat die Massenflucht der Bevölkerung, die nun durch Abriegelung der meisten Zugangswege nur in südöstlicher Richtung erfolgen kann, zu furchtbaren Zuständen geführt. Die völlig ausgehungerten, schlecht bekleideten und ermatteten Flüchtlinge füllen alle Straßen und versperren die Zugangswege. Viele sinken in der Dunkelheit ermüdet am Wegesrand zusammen, um am anderen Morgen nicht mehr aufzuwachen.

Riesenbrände wüten in Warschau

DNB. **Riga, 14. September.** Auch die lettischen Blätter melden aus Warschau, daß durch den Bau von Barrikaden, die jetzt alle Hauptstraßen Warschaus sperren, die Tätigkeit der Warschauer Feuerwehr beim Löschen von Bränden lahmgelegt worden ist, denn die Feuerwehrkraftwagen seien nicht in der Lage, die Brandstätten zu erreichen. **Dadurch seien in einer Reihe von Warschauer Stadtteilen Riesenbrände entstanden, die nicht gelöscht werden konnten.**

Polens heimtückischer Bandenkrieg

Eine dreiste Lüge der „Polnischen Telegraphen-Agentur“

DNB. **Berlin, 14. September.** Um von dem Verbrechen der polnischen Regierung abzulenken, veröffentlicht die „Polnische Telegraphen-Agentur“ in Den Haag eine Mitteilung an die holländische Presse, in der behauptet wird, daß von einem Franctireurkrieg in Polen keine Rede sein könne. Diese dreiste Lüge wird u. a. durch einen Rundfunkaufruf des polnischen Obersten Wjazdowski schlagend widerlegt, der die polnische Zivilbevölkerung zu einem heimtückischen Bandenkrieg gegen die deutschen Truppen auffordert. Auch der polnische Rundfunksender Wilna bringt laute Aufrufe an die polnische Bevölkerung, am Kampfe gegen die deutschen Truppen teilzunehmen, wobei den bedauernswerten Zivilisten eingeredet wird, daß das Vorgehen gegen deutsche Panzerwagen gänzlich ungefährlich sei.

Hilferuf der Warschauer Bevölkerung

DNB. **Berlin, 14. September.** Vertreter der Bevölkerung von Warschau haben am Dienstag die deutschen Truppen um Befreiung von dem in Warschau herrschenden Terror bewaffneter Banden gebeten.

Aufruf an die deutsche Bevölkerung

Deutsche Volksgenossen!

Wir fordern alle Volksgenossen in Stadt und Land auf, uns sofort genaue und ausführliche Berichte über Ermordungen, Erschießungen, Verhaftungen, Zerstörungen, Verschleppungen, Mißhandlungen, Raubüberfälle, Diebstähle usw. zu geben. Zerstörte Wohnungen und zerschlagene Volksgenossen sollen möglichst sofort photographiert werden. Angaben und Lichtbilder sind notwendig, um Presse und Behörden zuverlässig unterrichten zu können. Wir bitten sie abzugeben im Hause der „Deutschen Vereinigung“, Posen, Wały Leszczyńskiego 3, wo der Unterzeichnete oder sein Stellvertreter den ganzen Tag zu sprechen sein wird.

(—) Dr. Kurt Lück.

Ein Urteil über die polnische Mordgier

DNB. **Amsterdam,** 13. September. Der Berichterstatter des Amsterdamer „Telegraf“ schildert seine Eindrücke in den von den Deutschen besetzten Gebieten Polens. Nach einem Hinweis auf die musterhafte Disziplin der deutschen Truppen stellt der Berichterstatter auf Grund der Berichte und Photos über **die Marterung und Abschlachtung volksdeutscher Frauen und Männer** fest, es handele sich hier um das Entsetzlichste und Grauenvollste, was ein Mensch sich nur in seinen schlimmsten Vorstellungen ausmalen könne. Das, wie der polnische Wahnsinn sich hier geäußert habe, könne man in Worten überhaupt nicht wiedergeben. Es sei einfach unmöglich, diese Missetaten zu schildern. Das holländische Blatt wirft dann die Frage auf, wie die Polen in einen derartigen Zustand versetzt werden konnten, der sie zur Verübung solcher Verbrechen befähigte.

Neutralitätserklärung der Türkei

Ein wesentliches Element zur Beruhigung auf dem Balkan

DNB. **Belgrad, 13. September.** Die Neutralitätserklärung der türkischen Regierung hat in maßgebenden politischen Kreisen der jugoslawischen Hauptstadt den allerbesten Eindruck gemacht. Man hofft, daß die Türkei ihre neutrale Haltung auch künftig unbeirrt beibehalten wird, da sie ein wesentliches Element der Beruhigung auf dem Balkan darstellt.

In Belgrader politischen Kreisen meint man, **daß die Türkei offensichtlich insgesamt Atatürk treu bleiben und sich nicht aus ideologischen Gründen in eine ihre Interessen nicht berührende Auseinandersetzung einmischen wolle.** Ferner glaubt man, daß die Türkei bei der Entscheidung auch an ihre wirtschaftlichen Interessen gedacht habe, die sie um so weniger leichten Sinnes opfern würde, als sie für den deutschen Markt schwerlich und vor allem schnell einen ähnlichen Kunden und Lieferanten finden würde. Außerdem bemerkt man, daß sowohl die Türkei wie auch die anderen Balkanstaaten von Deutschland durch keinerlei politische noch wirtschaftliche Gegensätze getrennt seien.

Schließlich hält man es in jugoslawischen politischen und neutralen diplomatischen Kreisen Belgrads nicht für ausgeschlossen, daß der deutsch-sowjetrussische Nichtangriffspakt bei den Ueberlegungen der türkischen Staatsmänner eine wichtige Rolle gespielt habe.

Uebereinstimmung der Oslo-Staaten

über die Massnahmen zur Aufrechterhaltung des Handelsverkehrs

DNB. **Brüssel, 14. September.** Der ständige Ausschuß der Oslo-Staaten beendete am Dienstag abend seine Arbeiten im Außenministerium. Ueber die Sitzung wurde folgendes Kommuniqué veröffentlicht: Der ständige Ausschuß der Oslo-Staaten tagte am 11. und 12. September und untersuchte im Beisein von Sachverständigen die auf seiner Tagesordnung stehenden Fragen. Der Meinungsaustausch über die angesichts des Krieges zu treffenden Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des Handelsverkehrs ergab eine vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten unter den vertretenen Ländern.

Nye für Beibehaltung des Waffenausfuhrverbotes

DNB. **Washington, 14. September.** Nach Senator Borah hat nunmehr auch Senator Nye in öffentlicher Erklärung seine bedingungslose Opposition gegen Roosevelts Absicht, in der bevorstehenden Sondertagung des Bundeskongresses das Kriegsmaterialausfuhrverbot aufheben zu lassen, angekündigt. Im Hinblick auf frühere Erklärungen Roosevelts überrasche es nicht — so sagte Nye —, wenn jetzt viele Amerikaner Roosevelts Neutralitätsversicherungen, die er in der Vorwoche abgegeben habe, nicht sehr ernst nähmen. Da das amerikanische Volk bisher nur eine Seite gehört habe, habe sich die isolationistische Gruppe des Kongresses vorgenommen, einen leidenschaftlichen Aufklärungsfeldzug zu führen, sobald die Frage der Neutralität vor dem Senat behandelt werde.

Bilder aus Südbrasilien

Von Otto Steiniger

Wir fahren einen halben Tag und eine ganze lange Nacht spazieren auf einem . . . Ententeich. Und es ist das wohl der größte seiner Art und seines Namens, den es gibt auf dieser Erde.

Lagoa des Patos . . . zu deutsch: der Ententeich — so heißt das schmale langgestreckte Süßwasserhaff, das sich von Porto Alegre im Nordosten bis zu Rio Grande im Südwesten dahinzieht, wo es seinen Ausfluß ins Meer gewinnt. Es durchströmt den halben Staat Rio Grande do Sul, diesen südlichsten Bundesstaat der brasilianischen Union, und gibt ihm die entscheidende Note. Die Pampas und der Ententeich . . . die ewigen, einförmigflachen Grassteppen, auf denen das Vieh zu Hunderttausenden weidet, und dieses langgezogene, gewaltige Haff, das ist die Welt des Mannes von Rio Grande. Das kennt er, das liebt er. Alles, was jenseits bleibt, ist vom Uebel.

Vielleicht liegt es an dieser besonderen Natur seiner Heimat, die so gänzlich anders geartet ist als das übrige Brasilien, daß der Bürger Rio Grandes, der Gaucho, wie er sich selbst mit großem Stolz nennt, ein außerordentlich stark ausgeprägtes Selbständigkeits- und Unabhängigkeitsgefühl besitzt. Der Riograndenser ähnelt darin dem Paulisianer, dem Menschen aus Sao Paulo. Entweder er regiert in Rio de Janeiro, oder er will mit Rio nichts zu schaffen haben. Die Macht- und Prestigekämpfe zwischen diesen beiden großen Staaten sind es daher, die den Lauf der brasilianischen Geschichte entscheidend bestimmten. Bis zum Jahre 1930 regierten in der Hauptsache die Paulisianer das Riesenland. Dann kam die Revolution des Riograndensers Getulio Vargas, die Rio Grande do Sul in den Sattel hob. Im Jahre 1932 versuchte Sao Paulo einen gewaltsamen Umsturz — er mißlang. Seitdem regiert Rio Grande unumschränkt, ist doch nicht nur der Bundespräsident, sondern auch der heutige Außenminister Oswaldo Aranha, der zweite „Schlüsselmann" im heutigen Regierungskabinett, ein Riograndenser. So ruht der ganze Einfluß, ruht die ganze Macht im Lande in den Händen des Gauchostaates.

Drei wichtige Städte liegen an dem Ententeich: Rio Grande, der Hafen, Pelotas, die „Königin des Südens", wie es die Gauchos überschwenglich nennen, und Porto Alegre, die Staatshauptstadt. Alle drei sind Städte der Pampas, der Steppen, flach in eine Riesenfläche hineingebaut, die von allen Seiten auf sie einzudringen, sie zu verschlingen droht. Sie sind auch in der Bauart der Häuser ganz verschieden geartet von den übrigen Städten Brasiliens und erinnern den Wandersmann aufs Haar an Städte in Argentinien und Uruguay. Kein Wunder: Steppe ist ja auch das beherrschende Leitmotiv dieser beiden Länder, und Gauchos — Cowboys, Rinderhirten — sind auch ihr hervorragender Bevölkerungstyp. Und das Nationalgetränk ist hier wie dort der Mate, der aus dem winzigen Flaschenkürbis, der Cuja, durch das Saugröhrchen genossen wird. Rio Grande do Sul ist daher, was Landschaft, Klima, Menschen, Sitten anbetrifft, ein Uebergangsstaat. Selten fehlte es an Stimmen, die darauf hinwiesen, daß es eigentlich doch weit mehr gemeinsame Bande mit den Nachbarn im Süden und Westen verknüpfen, als mit dem eigenen Riesenland im Norden und Osten. Das einzige Bindeglied ist eben die Geschichte und Sprache.

Aber die Menschen . . . meinen sie! Sind sie nicht Brasilianer? Leute also vom selben Fleisch und Blut wie die von Manaos und Bahia? Sollten sie nicht weit stärker zu dem portugiesisch redenden Osten und Norden hinneigen, als nach dem spanisch sprechenden Süden und Westen?

Nun, was da in Rio Grande und Pelotas auf unser Dampferchen steigt, hat mit dem vorherrschenden Bevölkerungstyp, den wir von Nord- und Mittelbrasilien her kennen, sehr wenig zu tun. Es fehlen hier in erster Linie die Farbigen, die den heißen Hafenstädten im Norden und Osten ihr besonderes Kennzeichen geben. Die Leute hier sind überwiegend weiß. Gewiß gibt es auch in Rio Grande do Sul Schwarze und Mulatten, aber die verschwinden durchaus. Die Indianer dagegen sind längst in dem Strom der einwandernden Weißen aufgesogen worden. Nein, in Rio Grande do Sul gibt es bestimmt nicht mehr farbiges Blut als in den spanisch sprechenden Nachbarstaaten. Der Grundstock des Volkes war kreolisch — hier wie dort. Daher denn auch stets die große Versuchung für Rio Grande do Sul, mit den Nachbarn zu liebäugeln, zu flirten. Daher auch jener blutige Aufstand, der noch heute in der Geschichte Brasiliens als die „Farappen-Revolution" berühmt und berüchtigt ist.

Damals war Brasilien noch ein Kaiserreich, und der Glanz des kaiserlichen Namens, die Treue zu der angestammten Dynastie, das war es wohl, was diese unruhigen kreolischen Rinderhirten, diese unsicheren Kantonisten, doch immer wieder bei der Stange hielt. Aber das Haus Braganza wußte sehr genau, daß man mit dieser Art Anhänglichkeit allein keinen großen Staat zusammenkitten kann. So faßte es den wohlüberlegten Plan, als Medizin für die allzu ehrgeizigen Selbständigkeitsgelüste dieser verwegenen Gauchos das Gewicht der europäischen Einwanderung in die großen Steppen zu leiten.

Vor über hundert Jahren landeten die ersten deutschen Einwanderer in Rio Grande do Sul, und dieser Tag ist später in Südbrasilien Staatsfeiertag geworden. Seither sind Deutsche zu Tausenden und aber Tausenden gekommen. Es kamen Italiener und Portugiesen, es kamen Ungarn und Litauer. Rio Grande do Sul ist heute genau so Einwandererstaat wie Sao Paulo. Die neuen Bürger dieses Landes aber wußten von den spanisch sprechenden Nachbarn nichts. Sie wurden von Rio de Janeiro ins Land gerufen und schuldeten und gaben Rio de Janeiro dafür Dank und Treue. So erwiesen sie sich sehr schnell als das Gegengewicht, das die unruhig schwankende Waage zum Balancieren brachte. Denn diese Neueinwanderer, ihre Kinder und Kindeskinder, waren nicht Riograndenser, nicht Gauchos, sie waren eben Brasilianer! Ihre Einwanderung hatte sich also, vom Standpunkt der Einheit Brasiliens gesehen, durchaus gelohnt.

So handelten deutsche Seeleute!

Selbst die britische Presse muß die ritterliche Haltung der deutschen U-Bootkommandanten zugeben

DNB. **Brüssel**, 14. September. Die gesamte Londoner Presse veröffentlicht den Bericht, den der 1. Offizier eines von einem U-Boot versenkten britischen Frachtdampfers über die einzelnen Umstände der Versenkung erstattet hat.

In dem Bericht des Offiziers wird das außerordentlich ritterliche und entgegenkommende Verhalten des deutschen U-Bootkommandanten geschildert. **Die englischen Blätter sehen sich gezwungen, der Weltöffentlichkeit die Tatsache bekanntzugeben, daß entgegen der maßlosen Hetzpropaganda, die jetzt überall gegen Deutschland betrieben wird, das Verhalten des deutschen U-Bootkommandanten bei der Versenkung des Frachters geradezu mustergültig war.**

Im „Daily Expreß" wird berichtet, daß der deutsche U-Bootkommandant der Mannschaft eine halbe Stunde Zeit ließ, um die Rettungsboote zu besteigen. Das deutsche U-Boot hat, so schildert der Offizier des versenkten Schiffes, zunächst nur einen Warnungsschuß abgegeben und die Mannschaft aufgefordert, innerhalb von 20 Minuten die Rettungsboote zu besteigen. Alles vollzog sich mit der größten Ruhe, so, als ob das deutsche U-Boot mindestens noch eine Woche Zeit hätte. Als die Mannschaft die Rettungsboote bestiegen hatte, näherte sich das U-Boot den Rettungsbooten. Der U-Bootkommandant gab in ausgezeichnetem Englisch den Mannschaften in den Booten den Kurs an, den sie jetzt zur Erreichung der Küste einschlagen müßten. Das U-Boot folgte dann drei Stunden lang den Rettungsbooten, bis ein amerikanischer Dampfer sichtbar wurde. **Durch eine Leuchtrakete gab der deutsche U-Bootkapitän dem amerikanischen Dampfer die Position der Rettungsboote bekannt, verabschiedete sich von der Mannschaft und tauchte dann wieder unter.**

„Tragische Realität für Frankreich"

Ein belgischer Berichterstatter über die Stimmung in Paris beim Kriegsbeginn

DNB. **Brüssel**, 14. September. Ein Sonderberichterstatter der „Indépendance", der sich drei Tage in Paris aufgehalten hat, schildert jetzt seine Eindrücke und stellt den gewaltigen Unterschied fest, der zwischen 1914 und 1939 bestehe. Kein Geschrei und keine Umzüge, keine französische Zeitung spreche von den aus dem Weltkrieg berüchtigten Marmeladeschnitten, mit denen die Franzosen ganze deutsche Bataillone gefangennehmen sollten. Der Grund hierfür liege darin, daß die Erinnerungen an 1914 noch zu frisch seien. Sie seien noch in dem Gedächtnis zu vieler Männer, die 1914 in den Krieg zogen.

Die Pariser Bevölkerung sei sich sehr wohl bewußt, daß es sich nicht um einen Spaziergang, sondern um eine harte und tragische Realität handele. Frankreich sei nicht in den Krieg gezogen, um Gebiet zu erobern, oder ein Regime zu zerstören, das es zwar ablehne, von dem es aber zugebe, daß andere sich damit abfinden könnten. Es sei in den Krieg gezogen, ohne Ueberzeugung und Leidenschaft. **Frankreich wisse, was ihm bevorstehe, nämlich ein Krieg, der das Land, ungeachtet seines Ausganges, ausgepumpt und geschwächt zurücklassen werde.**

Ein britischer „Aufruf"

Man hat keine Eile, unter Englands Fahnen zu kämpfen

DNB. **London**, 14. September. Das britische „Informationsministerium" sieht sich genötigt, die jungen Leute, die das Los haben, die altmodische Politik der regierenden City-Clique mit ihrem Blut zu decken, auf folgende Weise über ihre militärischen Pflichten zu informieren:

„Eine Anzahl Wehrpflichtiger erhielt eine Einberufung zur Ableistung ihrer militärischen Ausbildungszeit gemäß dem nationalen Dienstpflichtgesetz. Die Einberufung geht dahin, sich vor dem 15. September an ihren Standorten zu melden. Diese Leute müssen begreifen, daß es sich hier um einen Befehl kraft des nationalen Dienstpflichtgesetzes handelt und daß sie sich daher dem Befehl entsprechend zu stellen haben." (!)

Der Deutsche Wohlfahrtsdienst, e. V. Posen, gibt bekannt, daß seine Geschäftsräume (Al. Marsz. Pilsudskiego 25) täglich von 8—15 Uhr geöffnet sind.

Reservisten in Rußland einberufen

Die Truppen an der Westgrenze zusammengezogen

DNB. **Moskau**, 14. September. Die Einberufung von Reservisten zur Roten Armee geht immer noch weiter, obschon nicht mehr im gleichen Umfange wie am letzten Sonnabend und Sonntag. In den Straßen und an den Bahnhöfen Moskaus sieht man nach wie vor feldmarschmäßig ausgerüstete Truppen, die mit Waffen und Gepäck nach der Westgrenze der Sowjetunion abtransportiert werden. Vor den Kasernen sind viele Frauen zu beobachten, die von ihren Männern Abschied nehmen.

Schwere Unwetter in Norditalien

Mehrere Todesopfer durch Blitzschlag und Hochwasser

DNB. **Mailand**, 14. September. Nach der hochsommerlichen Hitze, die in den letzten Wochen noch über Norditalien lagerte, gingen am Dienstag und Mittwoch in der Poebene und am Hang der Südalpen schwere Gewitter nieder, die bedeutende Schäden anrichteten und auch mehrere Todesopfer forderten. So wurde in Brescia durch Hochwasser eine Transformatorenanlage schwer beschädigt. Mehrere Brücken riß das Wildwasser ein. Im Trompiatale erreichte das Wasser eines Wildbaches den ersten Stock der am Ufer liegenden Häuser. Die Fluten rissen drei Kinder mit. Zwei von ihnen wurden in großer Entfernung des Wohnhauses ertrunken aufgefunden. In Vapris in der Gegend von Nowara tötete Blitzschlag zwei Personen. Bei Vicenza kam es zu starken Erdrutschen, die die Eisenbahnlinie Mestre—Trient und die Straße des Suganatales sperren. Ueber die Stadt Grado fegte ein verheerender Orkan, der Häuser abdeckte und zahlreiche Bäume entwurzelte. Auch in Mailand verursachten schwere Hagelschläge große Schäden.

Erschließung der Weichselniederung

durch niederdeutsche Kolonisten

In den Schriften der „Internationalen Konferenz für Agrarwissenschaft" haben einige Posener Volksgenossen im vorigen Jahre eine Arbeit „Siedlungsgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsverfassung der deutschen Landbevölkerung in Polen" herausgegeben. Wir veröffentlichen daraus einen Abschnitt.

Die Schriftleitung.

Die Kolonisten der neuzeitlichen deutschen Kolonisation tauchen zuerst an der unteren Weichsel auf, wo bereits im 16. Jahrhundert Nordwestdeutsche kolonisieren. Sie stammten zum kleinsten Teil aus Holland, das sich damals noch nicht aus dem deutschen Reichsverband gelöst hatte. Katholischer Religionseifer der Habsburger förderte die Abwanderung evangelischer, häufig mennonitischer Bauern. Wenn wir diese „Holländer" zuerst in dem Gebiet des Weichseldeltas treffen, so können wir darin nur die Folgerichtigkeit des geographischen Kräftespiels bewundern, welche das Seevolk in das Mündungsgebiet des großen Weichselstromes bringt, von wo sie dann erst weiter landeinwärts, d. h. weichselaufwärts, vorrücken.

Diese Bauern wären natürlich nie ins Land gekommen, hätte man ihnen nicht ob der erwarteten wirtschaftlichen Vorteile hinreichende Freiheiten und Privilegien gewährt. Krone, katholische Kirchenstellen, Starosten und Adel wetteiferten in dieser Hinsicht miteinander und gingen im allgemeinen gern auf die verschiedenen, auch die religiösen Forderungen der Mennoniten ein. Diesen war sogar in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in einer Zeit schlimmster Unduldsamkeit gegen alle Evangelischen, die weitere Ausbreitung ihrer Wohnsitze möglich. Zeitgenossen rühmen ihren stillen Fleiß und ihre Erfahrungen in der Vieh- und Wiesenwirtschaft.

Der polnische König Wladislaus IV. lobt ihre Tätigkeit in folgenden Worten: „Mit Wissen und Willen des durchlauchtigsten Königs Sigismund August haben sich eure Vorfahren hierher berufen lassen, in Gegenden, die damals öde, versumpft und ungenutzt dalagen, mit heißer Mühe und gewaltigem Kostenaufwand haben sie diese Gegenden fruchtbar und nutzbringend gemacht, indem sie das Gesträuch rodeten, Pumpwerke anlegten, um das Wasser aus den überfluteten und verschlammten Gründen zu entfernen, und Dämme gegen die Ueberschwemmungen der Weichsel, der Nogat usw. aufrichteten."

In jahrhundertelangem Kampf stritten die Holländer und die zahlenmäßig bald ausschlaggebenden angrenzenden deutschen Stämme, die man der neuen Siedlungsart wegen auch als „Holländer" bezeichnete, um die breite Talsohle der Weichsel gegen Wasser und Sumpf. Sie verwandelten diesen Landstrich in ein grünes Wiesenband, auf dem nun wertvolles Rassevieh weidete und goldene Weizenfluren wogten, wo vorher unbegehbare Urwildnis hauste. Heute gehören diese Landstriche zu den fruchtbarsten Polens. Der auffallend verbreitete Gartenbau macht den Weichselstreifen im Frühjahr zu einem herrlichen Gemälde, das ganz in Blüten und Duft versinkt.

Je weiter sich die ersten nordwestdeutschen Siedler weichselaufwärts vom Meere entfernten, desto mehr ging ihre Stammesart in der allgemeinen westpreußischen unter. In ihren Namen kann man noch hier und da holländische Merkmale erkennen, z. T. gehören sie auch immer noch der aus Holland stammenden kirchlichen Gemeinschaft der Mennoniten an. Die Mehrzahl der „Niedrunger" ist aber evangelisch-lutherisch. Sie bewohnen heute in geschlossenem Bande die Weichselsohle von Danzig bis Warschau und zerstreut noch über Warschau hinaus. Sie sind aber auch in Nebentäler der Weichsel eingedrungen. So finden wir sie in einzelnen Dörfern am Bug und Narew, viele hundert Kilometer vom Weichselstrom entfernt. Bedeutender und geschlossener ist aber ihre Abzweigung zur Netze. Hier gingen sie den Sumpfstreif des alten diluvialen Urweichselstroms entlang und gelangten auf diesem Wege auch in die ehemalige deutsche Provinz Posen, nach Großpolen.

Ihre Fluranlage ist die des Marschhufendorfes. Jeder Bauer hat sein Land in einem Streifen, und diese Streifen liegen alle parallel zueinander. Die Gehöfte stehen entweder an der Dammlinie oder an einer Straße, die sich durch die Dorfflur zieht: dann ist es ein sog. Reihendorf — oder sie liegen in verschiedener Entfernung von der Straße; so entsteht das Bild der Streusiedlung. Die Dorfformenkarte von Zaborski zeigt solche Streusiedlungen an der Weichsel; besonders fällt der lange schmale Streifen unterhalb Warschaus auf, der sich dort das Weichseltal entlangzieht. Schon das schlesische Waldhufendorf des Mittelalters hatte

Bosnisches Mahl

Von Georg Britting

Das Tischtuch war aus grobfädigem, weißem Leinen, das Weiß war das Weiß eines vom Tabakrauch gebräunten greisen Bartes, und getupft war es mit verblaßten, rötlichen Stellen, das war, weil das Tuch Rotwein geschluckt hatte, früher, oft schon, im Lauf der Jahre. Da war es dann wohl betrunken gewesen und verrutscht und verknüllt, in der aufgelösten Verfassung Bezechter; jetzt lag es ordentlich und nüchtern gebreitet da, aber auch die Rotweinspuren waren noch da, verwischt und verfärbt und verwaschen, aber sie waren noch da, wie auch Trinkerspuren bleiben in den Gesichtern der Menschen.

Durch das Fenster sah ich den Kastanienbaum, sah seine großlappigen Blätter, sah die rötlichen Blütenkerzen wie kleine Flämmchen leuchten und im Wind zittern, sah den blauen Himmel darüber, und mit Verwunderung den kalkweißen, spitz zulaufenden Turm der Moschee. Mit immer neuem vergnügten Staunen betrachtete ich Baum und Turm, friedlich gesellt, weil ich bisher der Meinung gewesen war, nur mit christlichen Kirchen könne der Kerzentragende in Freundschaft leben, wie man das bei uns oft antrifft: die Dorfkirche, von der weißen Friedhofsmauer umschmiegt, im Schatten des Laubgewaltigen, ein tief vertrautes Bild. Aber siehe da, man lernt nicht aus, sie vertrugen sich auch, Allahs Moschee und der Baum meiner Kindheit, und einen grünen Schimmer von dem Licht, das durch die gewölbte Krone fiel, hatte das grobfädige Tischtuch vor mir, und hatte auch das kalkweiße Minarett.

Der Tisch war zum Essen gedeckt für mich, einfaches, weißes Geschirr stand bereit, Essig und Oel war in den Flaschen, und Salz und Pfeffer in kleinen Holzbüchsen, auf einem blauen Teller lagen braungelbe Brotscheiben, in einer flach gewölbten Schale häufte sich geriebener Käse, in einem großen Glaskrug daneben schimmerte dunkler Wein und in einem kleineren Krug der helle Sliwowitz: Das Mahl konnte beginnen.

Zuerst, natürlich, das ist Landessitte, und ich schloß mich nicht aus, ich tat es gern, wollte vor dem Zwetschgenschnaps getrunken sein, dem Sliwowitz. Es war junger Sliwowitz, vom vorigen Jahr, der weiß und wasserklar war, später, wenn er älter wird, glänzt er bernsteingelb. Ich goß mir ein mächtiges Glas voll und leerte es auf einen Zug, die Eßlust zu reizen, die Begierde zu stacheln, gerüstet und vorbereitet zu sein für das nun zu Leistende. Der Sliwowitz begleitete das ganze Mahl, schob sich zwischen die einzelnen Gänge, und wie er den Anfang machte, machte er auch den Schluß. Ich wollte am Abend dieses Tages, da ich derart zu Mittag gespeist hatte, wie ich es hier und jetzt zu schildern versuche, einen Lobgesang auf den Sliwowitz dichten, ihm ein Preislied singen, ihn rühmen und verherrlichen, aber ich brachte es nur auf vier Zeilen, und die sollen hier stehen:

„Sliwowitz zuerst, den hellen,
Wasserweißen Zwetschgengeist,
Sanft und mild und doch von grellen
Funkenbündeln übereist!"

Ja, so schmeckte der Schnaps, schien es mir, mild wie Milch und wie mit Eisnadeln stechend, und glühend zugleich. Das Mundtuch über die Knie gebreitet, fester auf den Stuhl gesetzt, Gabel und Messer in die Hand, nun kam der erste Gang: Krainer Wurst in Teig gebacken. Krainer Wurst rötlich dunkel, fett glänzend, bäuerisch derb hatte ich sie schon auf den hölzernen Verkaufsbänken der Metzger in Laibach und Agram liegen sehen, vielfach gebündelt. Nun in Scheiben geschnitten, mit krachender, brauner Teigkruste gepanzert, eröffnete sie mit einem kräftigen Klang, wie mit einem Paukenschlag, die Musik des Mahls. Und der herbe, schwarze Dalmatiner Wein schmeckte nicht schlecht dazu.

Im tiefen Teller nun brachte der Aufwärter die Gemüsesuppe ein Geschlinge und Gestrüpp und stacheliges Gewirr von grünen Kräutern von bläulichen, moosigen Geflechten, gelbliche, kleine Zwiebeln schwimmend dazwischen, und schwärzliche Gurkenscheiben, und der geriebene Käse, darüber gestreut, leuchtete hell und trocken auf dem Gemüseberg wie Sommerschnee auf grünen Alpenwiesen. Mit List und Behutsamkeit wollte dieses Gericht gegessen sein, vom Löffel herab flatterten mutwillig die Fäden, die Zwiebeln suchten zu entwischen, und die Gurken brannten säuerlich am Gaumen.

Einen blitzenden Sliwowitz dazwischen gesetzt: jetzt kam der Hauptgang! Es war, wie fast immer in Bosnien, Hammel, wie man das so sagt, so obenhin, fast verächtlich und naserümpfend: der unvermeidliche Hammel. Aber es war gar kein Hammel, nicht schwarzbraunes, zähes, stark riechendes Hammelfleisch, es war Lammfleisch, Lämmernes, weiß wie Hühnerfleisch, knusprig und locker auf dem weißen Knochen, die Haut hellbräunlich und rosa glänzend, wie ein Schimmer dünnen Glases, zartsplitternd. Dazu gab es eine Schüssel grünen Staudensalats, nicht schon vorher angemacht, selber mußte man ihn schütteln und rütteln und wenden und mischen, und Salz dazu geben, und Essig und Oel und geschnittene Zwiebeln nach gerechten Teilen.

Das stimmte gut zusammen, der kühlende, kalte Grasgeschmack des Salats und das weiße, heiße, wollüstige Lammfleisch. Es war ein kräftiges Stück, das ich auf dem Teller hatte, nicht nur so ein bißchen zum Naschen und Kosten, es war eine stramme, feste Mahlzeit, sich daran zu sättigen, daß ich schwer atmete, als ich den Teller leer hatte, und gierig war auf den Sliwowitz, der die Lippen reinigte.

Ich lehnte mich behaglich in den Stuhl zurück und sah zum blauen Himmel hinauf, der nun noch strahlender war — oder schien es mir nur so? sah in das lichte, grüne Gewoge der Baumkrone, tief innen war's dunkel dämmernd, und das kalkweiße Minarett schoß wie ein Pfeil nach oben, nach einem unbekannten Ziel, ihm war es vielleicht bekannt, sicherlich sogar, es meinen ja auch unsere Kirchtürme zu wissen, warum sie nach oben streben, zu den ziehenden Wolken.

So weit war das Mahl gediehen bis jetzt, zu meiner Lust, und neigte sich nun, verklingend, seinem Ende. Ein fast bäuerliches Mahl war es gewesen, aus einfachen und guten Gerichten bestehend, nichts Ueberspitztes, nichts Verfeinertes und Verschmitztes, keine ausgeklügelten Mischungen und seltenen Ueberraschungen, und so kam jetzt, ganz dazu passend, als Nachspeise Käse, eine kleine, bräunliche Kugel, es war Schafskäse, geräucherter Schafskäse, wie ihn die Hirten essen, und das war ein Reiz besonderer Art, der sanfte, ländliche Käsegeschmack und darüber hin schwebend, hauchend, leise beizend, der Geruch des Rauches. Der bittere, starke schwarze Wein tränkte mich, und so schmeckte mir das Hirtenmahl.

Im kupfernen Kännchen mit langem Stiel reichte man mir nun den Kaffee, auf türkische Weise zubereitet: das staubfeine Kaffeepulver schwimmt blasig obenauf, setzt sich langsam zu Boden, und was sich nicht setzt, das trinkt man mit. Zugleich mit dem Kaffee war eine kleine Schüssel türkischen Naschwerks vor mich hingestellt worden, wie es die Moslims zu essen lieben, als eine Art von Ersatz für berauschende Getränke, die ihnen verboten sind. Es waren honigklebrige Würfel und Kugeln und Stangen aus gepreßten und gezuckerten Früchten, in brennenden Farben pfauig leuchtend, gelb und rot und blau, von einer übergrellen Süßigkeit, die fast schmerzend ist.

Der Krug schwarzen Weines war noch nicht leer und mußte doch geleert werden, und im kleinen Krug blitzte noch feurig der Sliwowitz, und auch der kleine Krug wollte geleert sein, ich war ja kein Muselmann, und so hob ich im Wechsel, und den Blick gerichtet auf das Minarett im grünen Schimmer der Kastanie, Glas auf Glas an den Mund, und sie vertrugen sich gut, störte eins das andere nicht, Kaffee und Wein und Schnaps, und freute mich sehr, kein Strenggläubiger zu sein, aber auch sie nehmen es nicht alle genau mit den Vorschriften, das hatte ich schon bemerkt.

Dazu rauchte ich mazedonische Zigaretten, aus gelbem, langfädigem, würzigem Tabak, und es war sogar geschmuggelter Tabak, den ich verbotener Weise und mit dem lästerlichen Gefühl des Sünders erhandelt hatte, aber er schmeckte deswegen nicht minder, schmeckte sogar besser als der redlich erworbene. Und alles, was ich aß und trank und rauchte, war diesem Lande gemäß, das zwischen Morgenland und Abendland liegt, das vor einem Menschenalter noch türkisch gewesen war, von Beys und Paschas beherrscht, die dem gewaltigen Großherrn am Bosporus unterstanden, wo nebeneinander christliche Kirchen und Allahs Moscheen mit Türmen und Minaretts zum Himmel weisen, wo heute noch die Männer in Pluderhosen schreiten, langsam und feierlich, und den roten Fes auf dem Kopf tragen, und die Frauen sich verschleiern, wie die schon wankende Sitte das will — bald werden sie es nicht mehr tun.

So war das Mahl, im Schatten der Kastanie, im Angesicht der Moschee, mit Hammel, Wein, Kaffee, gezuckertem Honig und Tabak, das bosnische Mahl in Banjaluka.

Rumänien bleibt streng neutral

Generalfeldmarschall Göring empfing den rumänischen Hofminister

DNB. **Berlin**, 14. September. Der rumänische Hofminister wurde in Berlin von Generalfeldmarschall G ö r i n g empfangen, um der Reichsregierung folgende Erklärung zu überreichen:

Seine Majestät der König von Rumänien hatte den Rat des Königlichen Kollegiums zum 6. September zu einer Sitzung zusammenberufen. Nach Anhörung der Berichte des Ministerpräsidenten, der gleichzeitig Minister für nationale Verteidigung ist und des Außenministers der rumänischen Regierung genehmigte der Rat die bisher durchgeführte diplomatische Aktion sowie die zur Verteidigung getroffenen militärischen Maßnahmen.

Der Rat hat einstimmig den Beschluß gefaßt, die Regeln der Neutralität strengstens zu beachten, die gegenüber kriegführenden Staaten festgelegt sind.

Flaggen heraus!

Deutsche!

Pflicht eines jeden ist es, Fahnen herauszuhängen.

Ihr könnt es unbesorgt tun, da die deutsche Wehrmacht uns vor Uebergriffen schützt.

Wer noch keine Fahne hat, der lasse schnell eine von einem Schneider anfertigen.

Wir wollen unsere Freude über die Befreiung dadurch zum Ausdruck bringen, daß jedes von Deutschen bewohnte Haus durch Flaggen kenntlich gemacht wird.

187000 Liter Herzgift jährlich

Forscher entwickelte das „Ratinin"

Wenn der Bauer in seinem Hof Ratten entdeckt, ist er alles andere als erfreut. Begreiflich, denn nach den Feststellungen des Tiergesundheitsamtes in Halle frißt im „Asyl" die „billigste" Ratte jährlich für 4.50 Reichsmark Futter, wozu noch ein großer Schaden durch Verschmutzen und Unterwühlen kommt. Daneben produziert ein einziges Rattenpaar im Jahre bis zu 860 Nachkommen, so daß sich leicht errechnen läßt, welch riesigen Schaden diese Parasiten anrichten, von denen oft 400—600 auf großen Gütern leben.

Im Laufe der Jahrhunderte ist man in der Rattengiftbereitung die verschiedensten Wege gegangen, wobei jedoch stets zwei Schwierigkeiten auftraten. Entweder bildete das ausgelegte Gift auch für Mensch und Haustier eine große Gefahr oder die Ratten fraßen es nicht. Um die Jahrhundertwende glaubte die Forschung, ein absolut sicheres Mittel gefunden zu haben, das dann auch über drei Jahrzehnte im Gebrauch blieb. Dieses Mittel wurde in Kopenhagen und am Tiergesundheitsamt zu Halle hergestellt und enthielt den „Ratten"-Bazillus, der unter die Schmarotzer eine übertragbare Krankheit säte und erst nach 8—12 Tagen das Verenden des angesteckten Tieres brachte, so daß der einzelne Krankheitsträger noch genügend Zeit für weitere Ansteckung hatte. Dieses Verfahren mußte jedoch 1936 eingestellt werden, als in Deutschland die Verwendung von bakterienhaltigen Schädlingsbekämpfungsmitteln verboten wurde.

Dem Leiter des Halleschen Tiergesundheitsamtes, Dr. Rautmann, gelang es aber, aus der r o t e n M e e r z w i e b e l das sogenannte „Ratinin" zu gewinnen, das heute die Grundlage der planmäßigen Rattenbekämpfung in Deutschland darstellt und auch vom Auslande, voran Estland und Jugoslawien, stark begehrt wird. Die Meerzwiebel, eine kinderkopfgroße Knolle, wächst in den Mittelmeerländern; die besten liefern Dalmatien und Spanien. Die Pflanze enthält ein nicht sehr starkes Herzgift, das für Mensch und Haustier unschädlich ist, aber gerade hinreicht, eine Ratte ins Jenseits zu befördern. Nebenbei enthält sie einen Hautreizstoff von starker ätzender Wirkung, der sogar in der altgriechischen Sage eine Rolle spielt. Das Nessushemd, an dem Herkules zu Grunde ging, war wahrscheinlich aus Meerzwiebelfasern gewirkt. Dieser Aetzstoff wird der Pflanze entzogen, da sonst die Ratten einen großen Bogen um die Köder machen würden. Das Neuartige des Rautmannschen Verfahrens besteht darin, daß der Meerzwiebel ein Präparat von gleichbleibender Giftigkeit abgewonnen wird, die unabhängig ist vom Klima und auch vom Zeitpunkt der Ernte dieser Knolle.

In einer großen Filtrierungsanlage wird das Ratinin gewonnen und zwar in riesigen Mengen, die zur Vertilung von Millionen Ratten ausreichen. Nicht weniger als 187000 Liter Ratinin wurden in einem Jahre an 214 Land- und Stadtkreise ausgeliefert. Bei dreifachem Schichtwechsel reichen die vorhandenen Anlagen für eine Tagesproduktion von 4200 Liter aus. Daneben besteht eine eigenartige „Bäckerei", in der das Ratinin in fester Form in „Meerzwiebelmakronen" eingebacken wird, die so knusprig die Oefen verlassen, daß sich selbst die raffinierteste Ratte davon verführen läßt.

---

ganze, ungeteilte Hufen in das Siedlungsbild des südlichen Polen gebracht. Mit den Marschhufendörfern der „Niedrunger" waren sie nun auch im polnischen Flachland aufgetaucht.

Wohl etwas später, aber auch noch im 16. Jahrhundert, war es, als gleich nach dem Beginn der Holländersiedlungen nun deutsche Abwanderer von Pommern her auf polnischem Boden zu siedeln begannen. Auch sie wurden in bisher menschenleeren Gebieten oder auf wüsten Dörfern von den polnischen Grundherren, insbesondere auch von der polnischen Krone, angesetzt. Das erste Kolonisationsgebiet waren die riesigen Sander, die den pommerschen Endmoränenzügen vorgelagert sind, auf denen sich einsame Kiefernheide viele Meilen breit erstreckte, die alte Grenzheide zwischen Pommern und Polen. In der Gegend von Filehne, Czarnikau, Kolmar rodeten diese durch Privilegien angelockten Bauern weite Waldflächen und verwandelten sie in Acker und Wiese. Aber auch weiter nördlich in Pommerellen und südlich im Posenschen — besonders geschlossen in den Sanderwäldern von Neutomischel und in den Warthebrüchen bei Birnbaum — tauchten deutsche Neusiedler auf. In diesen letztgenannten Räumen waren es Deutsche schlesischen Stammes. Zunächst sehen wir also Rand-Siedlungen durch Deutsche, die nicht allzu weit in die Fremde eindringen, sondern zumeist geschlossene Sprachgebiete im Anschluß an das angrenzende deutsche Mutterland bilden.

Daß die Siedler, die im 16. und 17. Jahrhundert im Norden und Westen Polens die Grenzen des Landes überschreiten, die Erwartungen, die man in sie setzte, nicht enttäuschten, sondern sich durch ihre Rodearbeit einen guten Namen gemacht haben, zeigt mit am besten die Tatsache, daß die Kolonisation nicht etwa gleich an der Grenze zum Stillstand kam, sondern daß ihre Träger von hier aus immer tiefer in das Land hineingezogen wurden. Die Kolonisten wurden — zum Teil sogar in einer Zeit größter Unduldsamkeit — unter verlockenden Bedingungen, unter Benutzung aller Werbemittel, immer weiter nach Osten verpflanzt.

Im Lande Posen entstanden noch zur Zeit des polnischen Königreichs — also vor den Teilungen — weit über 500 deutsche Dörfer fast ausnahmslos auf ehemaligem Wald- oder Bruchboden. Diese Dörfer wurden von polnischen Grundherren, zum Teil von katholischen Kirchenstellen und von der Krone, angelegt. Mehrere Zehntausende deutscher Bauern waren somit polnischerseits und noch zu Zeiten, da polnische Könige das Land regierten, nach Groß-Polen gerufen worden.

Von dem in den westlichen Grenzmarken Polens geschaffenen deutschen Bauerntum aus wird nun die Kolonisation weit in das Innere Polens hineingezogen. Auch das mittelpolnische Deutschtum wurde zu jener Zeit stark ausgebaut. Die Karte von Gilly aus dem Jahre 1802, die erste genauere Karte dieses Gebietes, zeigt schon überall dort, wo heute deutsche Sprachinseln bestehen, eine reichliche Durchdringung mit den ersten deutschen Kolonien, die auch in Mittelpolen immer im Wald oder Sumpf angelegt wurden. So gehen die Gründungszeiten der ersten Dörfer des Dobriner Landes und der mittelpolnischen Weichselniederung auf den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück. Schon im Jahre 1629 ließen sich deutsche Bauernfamilien auf der sog. „Sächsischen Kämpe" bei Warschau nieder. Eine andere, pommersche Siedlerwelle hatte bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts das südliche waldige Kujawien erfaßt; die schlesische war, von den Posener Kolonien ausgehend, über die Etappen um Grodziec und Sobieszki im Kalischer Lande, bis in die Gegend von Lodz vorgerückt. Einzelne Dörfer griffen weit über diese Gebiete hinaus und zeichneten bereits die große Kolonistenstraße vor, die über Wolhynien nach Südrußland führt.

Auch später, als das polnische Königreich untergegangen war und die Nachbarstaaten Polen unter sich aufgeteilt hatten, war es fast ausschließlich das bereits zu polnischen Zeiten bodenständig gewordene inländische Deutschtum, mit dessen Menschenüberschuß die weitere intensive bäuerliche Kolonisation fortgesetzt wurde. Neuer Zuzug aus dem Reich war eine Ausnahmeerscheinung, so daß nunmehr die Kolonien in Posen und Westpreußen als die Heimat des mittelpolnischen bäuerlichen Deutschtums zu gelten haben.

Mit dem Kopf gegen die Wand

(Sonderbericht von der Front)

Es ist eine unheimliche Nacht, durch die wir fahren. Vor dem Wegekreuz werden wir durch Posten aufgehalten. Am nächtlichen Horizont hellt roter Feuerschein das Dunkel auf. Unser Weg führt uns aber rechts ab nach Osten.

Bleich schimmern die Birkenstämme durch die Nacht. Dunkel und düster ducken sich die niedrigen Häuser der Dörfer in den Schatten des Waldes. Ab und zu blinzelt im Schein unserer abgeblendeten Lichter ein Fensterauge auf. In dieser Gegend treiben Mordschützen ihr heimtückisches Handwerk, und es ist ratsam, Gewehre und Pistolen schußbereit zu halten. Die Straße ist fast leer, nur hin und wieder knattert ein Kraftrad heimlich vorbei, und erst in X. selbst stoßen wir auf größere Kolonnen, die ihre Wagen auf dem Markt zusammengefahren haben. Tiefes Schweigen liegt über dem Platz. Es liegt ein dumpfer Druck über den niedrigen Dächern — es liegt etwas in der Luft. Wir marschieren zum jenseitigen Ortsausgang, der der Front zugewendet ist. Wir kennen die Lage. Hier vor uns ist der Pole in einem großen Ring eingekesselt. Er hat unsere Linien abgetastet und glaubt nun, ausgerechnet hier eine weiche Stelle entdeckt zu haben.

Kaum haben wir uns auf das Strohlager gestreckt, da scheucht uns Alarm den Schlaf von den Lidern. Die Gewehre in der Hand, beziehen wir Stellung und spähen mit windheißen Augen in die dunkle Nacht. Dort vorn steht unsere Infanterie in hartem Kampf. Die Artillerien beider Seiten lassen ein Granatgewitter über das Land toben, und immer wieder lodert neuer Flammenschein durch das Dunkel. Endlich graut der Morgen, die kühle Stunde vor Sonnenaufgang macht uns frisch. Erste Flieger von hüben und drüben patrouillieren durch den Dunst der Frühe, und schon sind die Schrapnellwolken unserer Flaks zu erkennen.

Der Tag ist erwacht, und die Lage klärt sich. Dort liegt unsere Infanterie und hat den Angriff der Polen aufgefangen. Es scheint, als hätte hier der Gegner eine Hauptmasse seiner Artillerie massiert, um in verzweifeltem Angriff die Waffenehre zu retten. Heute kommen Reserven heran. Auf nassen Gäulen und mit verschwitzten Gesichtern, über und über mit Staub bedeckt, trabt ein Reiterzug der Infanterie voraus. Eilig klappern die Hufe über das Pflaster. Scharfe Reiteraugen spähen das Gelände ab. Wo steht der Feind?

Inzwischen ist die Infanterie heran. Die Maschinengewehre sind schon freigemacht. In Reihen ziehen die Feldgrauen durch die Stadt. An einer Straßenecke springt aus einem Hause ein Zivilist mit einer Pistole in der Hand heraus. Ein Schuß fällt von der anderen Seite — und der Pistolenschütze ist nicht mehr.

Immer tiefer schieben sich die Reihen der Infanterie in die Landschaft hinein. Der Gegner läßt einen Wirbel von Einschlägen niedergehen. Ein Volltreffer schlägt in unsere eigenen Reihen — eine Fontäne aus Stahl und Erde bricht auf, und zwei unserer Kameraden bleiben liegen. Ihnen ist nicht mehr zu helfen.

Noch immer drückt der Pole mit aller Kraft auf die Front. — Hier will er um jeden Preis durchbrechen. Aber die Reserven haben bereits in den Kampf eingegriffen. Sie setzen der Angriffswelle einen festen, unübersteigbaren Damm entgegen. Unter dem Krachen der Abschüsse, im Bersten der Einschläge senkt sich der Abend auf die umkämpfte Erde nieder.

Bald ist der neue Tag angebrochen. Jetzt erst fällt uns ein, daß gestern Sonntag war. Unsere Front hat sich immer mehr verstärkt. Neue Batterien sind vorgefahren, Infanteriekolonnen wälzen sich nach vorn. Im Walde herrscht lebhaftes Treiben. Feindwärts sind schwere Langrohrgeschütze aufgebaut, die ihre eisernen Grüße herübersenden. Nachdem der Pole zum Stillstand gekommen ist, gehen die Deutschen zum Gegenangriff über. Immer enger schnürt sich der Ring um die Eingeschlossenen, immer dichter wachsen die Angreifer zusammen. Der Pole wehrt sich — er verschießt seine letzte Artilleriemunition, er greift sogar zu Gasgranaten — aber all dies wird ihm nichts nützen. Er hat sich hartnäckig gezeigt, das erkennen wir an, aber er hat sein Ziel nicht erreichen können. Wo Deutschlands Infanterie steht, wo unsere Batterien Schuß auf Schuß aus den heißen Rohren jagen, — da gibt es kein Zurückweichen.

In eiserner Klammer halten wir den Gegner umfaßt — entweder ergibt er sich, oder es wird von diesen polnischen Truppenteilen bald kein Rest mehr übrigbleiben.

Berliner Brief

Ein eindringlicher Vergleich

Von der „Palme" zum Rückwandererheim — 800000 Berliner fahren Rad

Der Mensch vergißt nur allzu leicht. Darum ist der Vergleich zwischen dem gestern und dem heute immer dazu angetan, um sich vor Augen zu führen, wie entscheidend sich doch die Dinge auf allen Gebieten des Lebens seit 1933 in Deutschland geändert haben. Da gab es in Berlin z. B. die sogenannte „Palme", mit welchen merkwürdigen Ausdruck man das städtische Asyl für Obdachlose bezeichnet. Es ist für einen solchen Vergleich besonders gut geeignet.

Einst zählte es allnächtlich 6000 Gäste und mehr, eine kleine Zahl „Glücklicher" nur aus dem Riesenheer der Obdachlosen in dem Berlin der Systemzeit. Arbeitslose aus allen Schichten des Volkes, Berufsvagabunden, Kriminelle und andere Gestalten mischten sich hier bunt. Unverschuldete Not neben dem blanken Verbrechen, Jugend neben dem Alter, — alles lag dicht gedrängt in den Sälen. Die Polizei, wenn sie kam, tat reichlichen Fischzug.

Und heute? Das Asyl ist kein Asyl mehr, ein Heim für Durchreisende und Rückwanderer ist es geworden! Die vorübergehenden Nachtgäste bringen es höchstens auf die Zahl von 300. Für rückwandernde deutsche Volksgenossen aus dem Ausland und für ihre Familien wurden freundliche Räume geschaffen. Arbeitsfähige „Durchreisende", die noch eine gewisse Scheu vor der Arbeit haben, werden mit freundlichem Zwang sofort vermittelt. Die andern sind meist nur solange hier, bis sie eine passende Wohnung gefunden haben.

Eine besonders betrachtenswerte Steigerung in den letzten Jahren in der Reichshauptstadt hat der Berliner Verkehr zu verzeichnen; auch das hängt natürlich mit der Vollbeschäftigung aller arbeitsfähigen Volksgenossen zusammen. Einen großen Anteil daran hat — das Fahrrad. Es gibt heute etwa 800 000 Stahlrosse in Berlin! Damit werden jährlich 300 Millionen Fahrten unternommen. Das ist eine ganz schöne Zahl. Die BVG, wie die Berliner Verkehrsgesellschaft abgekürzt heißt, kann sich aber auch mit ihren Zahlen sehen lassen. Auch sie sind ein Zeugnis des großen Umbruchs. 1932 fuhr der Berliner im Jahr 192 mal mit den Verkehrsmitteln der BVG, im Jahre 1938 kamen 249 Fahrten auf den Kopf der Bevölkerung, wobei jedes Kleinkind und jeder Greis natürlich mitgerechnet ist. Diese günstige Entwickelung ist zudem noch nicht abgeschlossen.

Da wir gerade beim Rechnen sind. Ist der Berliner nun eigentlich sehr schreibfreudig oder nicht? Fast hat es den Anschein! Im Jahre 1938 beförderte die Reichspostdirektion Berlin nicht weniger als 1010 Millionen ausgehende Briefsendungen, d. h. je Einwohner von Groß Berlin 256 Briefsendungen. Anders sieht das aus, daß der Löwenanteil dieser Riesenpostsendung Berlins auf die rührige Geschäftswelt der Reichshauptstadt und die Behörden kommt. Da die Privatbriefe nicht gesondert gezählt werden, läßt sich über die private Schreibfreudigkeit der Berliner von dieser Seite aus nichts Bestimmtes sagen.

Die Motorisierung macht zweifellos ebenfalls ihre Fortschritte. Innerhalb eines Jahres ist die Zahl der Berliner Kraftfahrzeuge um 14 140 Stück oder 6,6 vom Hundert gegenüber dem Vorjahr gestiegen. Man zählt jetzt 228 719 Kraftfahrzeuge aller Art in der Reichshauptstadt. Davon 3 004 Kraftdroschken, deren Zahl unverändert blieb. Das Verhältnis der Kraftwagen zu den Krafträdern verhält sich etwa 2:1. Man zählte 119 322 Kraftwagen und 62 766 Krafträder.

Soldatengeist

Gemeinsamer Einkauf

In einer Schlacht des Sezessionskrieges in Nordamerika wurde der rechte Arm des Generals Howard von einer Kugel zerschmettert und mußte oberhalb des Ellenbogens amputiert werden. An seinem Lager stand der General Kearney, der im mexikanischen Kriege den linken Arm verloren hatte.

„General", sagte Howard, ein Mann von unverwüstlich guter Laune, „wie wäre es, wenn wir zukünftig unsere Handschuhe gemeinsam einkauften?"

Nervenprobe

Während der Belagerung von Warschau im Jahre 1831 befahl der russische Feldmarschall Paskewitsch Granatfeuer auf einen bestimmten Punkt der Stadt. Als er bemerkte, daß die Beschießung keinen Erfolg hatte, ritt er zu der Batterie und donnerte den Hauptmann an: „Ich sehe keinerlei Wirkung! Ihr Schießen ist jämmerlich!"

Mutig erwiderte der Hauptmann: „Wir schießen und treffen! Aber die Granaten, die man uns geliefert hat, explodieren nicht!"

„Faule Ausreden!" rief der Marschall. „Ich werde Sie ablösen lassen!"

Da beugte sich der Hauptmann zu einer Granate nieder und zündete die Lunte an. „Ueberzeugen Sie sich selbst!" sagte er.

Paskewitsch kreuzte die Arme über der Brust und sah erwartungsvoll auf die Granate. Unter dem entsetzten Schweigen der Adjutanten und Kanoniere blieben die beiden Männer unbeweglich stehen.

Nach einer Weile erlosch die Lunte, ohne daß die Granate explodiert wäre. „Ich bitte um Entschuldigung!" sagte der Marschall. „Die Granaten taugen wirklich nichts!"

Ruhe bewahren!

Während der Schlacht bei Tannenberg hielt Hindenburg mit seinem Stabe auf einem Hügel. Es eilten fliehende Bauern vorbei, die aufgeregt riefen: „Rettet euch, die Russen kommen! Sie sind gleich hinter uns!"

Hindenburg blieb unbeweglich. Als die Scharen der Flüchtlinge nun immer größer und die Warnungen immer eindringlicher wurden, erfaßte die Offiziere doch einige Unruhe. Der Marschall bemerkte es. Dann sagte er mit einer Handbewegung zu seinem Adjutanten:

„Da unter meinem Tisch steht eine wundervolle Erika. Man soll einen Strauß davon pflücken und ihn meiner Frau nach Hannover senden!"

Das half, und die Unruhe der Offiziere verflog.

Der Einbrecher

Sommernächtliches Abenteuer von P. Hagen

Bing sitzt am Frühstückstisch und beißt die Zähne zusammen. Weniger, weil ihm seine kleine Frau Bissen für Bissen in den Mund schiebt, sondern weil beide Hände, die dick verbunden sind, heftig schmerzen. Außerdem zeigt sein Gesicht Schrammen und Kratzer.

Bung, der Bing zu einer Sonntagsfahrt abholen will, sperrt Mund und Augen auf. „Nanu, unter die Räuber gefallen?"

Bing knurrt gereizt: „Red' nicht so dumm. Der Hund war im Hühnerstall!"

„Hund? Hühnerstall? Er hat dich gebissen, als du ihn herausholen wolltest?"

„Nein, du Esel, er ist nachts immer da — er hat gebellt!"

„Warum hat er denn gebellt?"

„Weil er ein Hund ist!"

„Aha, Einbrecher, Hühnerdieb! Das kommt jetzt öfter vor!"

„Sagte meine Frau auch, als sie mich weckte."

„Verstehe. Und da bist du, Mut in der Brust, siegesbewußt, dem Eindringling zuleibe gegangen. Der Kerl scheint sich gewehrt zu haben!"

„Ich fand eine Leiche — — —"

„Was fandest du?"

„Eine tote Ratte, habe ich gesagt."

„Ach so, um die hat der Köter Radau geschlagen."

„Ich hab' dir schon mal gesagt, red' nicht so saudumm! Waldo stand da mit gesträubten Haaren — ich übrigens auch — er knurrte, bellte, daß die gesamte Nachbarschaft in Hemd und Pijama auf den Balkonen erschien — —"

„Und wo steckte der Dieb?"

„Es war gar keiner da. Der Hund spielte nur."

„Spielte? — Womit spielte der Hund?"

„Mit einem großen Stein!"

„Weshalb sagst du das nicht gleich. Also: der Hund spielte mit einem großen Stein und bellte dazu. Und damit er stille sei, nahmst du den großen Stein —"

„Und dann torkelte ich vor Schmerz mit dem Gesicht gegen die Hühnerstallwand."

„Warum das?"

„Weil gar kein Stein da war!"

„Nun wird's aber zu toll. Woher hast du denn die offenbar stark mitgenommenen Hände? Und wenn der Dieb kein Dieb war sondern ein Stein, und der Stein wieder kein Stein, was war denn der Stein?"

„Ein — Igel, du Rindvieh!"



Mit 2 PS in die Sahara

Aus dem Reisetagebuch von Wolfgang K. A. Schulte.

Es war im Herbst des Jahres 1938. Von dem grauen Novemberhimmel regnete es unaufhörlich Bindfäden herab, die der kalte Herbstwind klatschend gegen die Scheiben fegte. Die Fußgänger hatten unter ihren Regenschirmen die Mantelkragen hochgeschlagen, und die Autofahrer schimpften auf den regenfeuchten Asphalt und das nasse Laub. Die Bäume in den Alleen sahen aus wie Reisigbesen, und von den Vögeln, die früher in den Zweigen gezwitschert hatten, waren nur noch die frechen Spatzen übriggeblieben.

In diesen trüben und lichtlosen Tagen überkam mich wieder einmal das große Fernweh. Bilder von vergangenen Fahrten im sonnigen Orient stiegen vor meinem Auge auf, längst vergessene Erlebnisse fielen mir plötzlich wieder ein. Mit Sehnsucht dachte ich an meine Wanderungen durch die nördliche Sahara, an lange Fußmärsche durch Serbien, Albanien und Bulgarien, an meine Streifzüge durch nordafrikanische Oasen und an faule Stunden am Strand des Mittelmeeres.

Und da ich bis zu meinem Eintritt in den Reichsarbeitsdienst noch bis zum kommenden Frühjahr Zeit hatte, faßte ich den Plan, während der Wintermonate in das Land meiner Sehnsucht, in den Orient zu reisen.

Beim Plänemachen blieb es aber nicht. Am 22. November startete ich in Frankfurt am Main und fuhr mit einem Motorfahrrad 10 000 Kilometer durch Tunesien, Libyien und Aegypten an das Rote Meer.

Eine der interessantesten Etappen dieser Reise war ein Vorstoß in die Sahara zur Oase Gadames, den ich in Begleitung meines Freundes Otto unternahm, den ich in Rom getroffen hatte, und der wie ich mit einem Kleinmotorrad auf Afrikafahrt war.

Was wir auf dieser Wüstenfahrt erlebten, davon soll nun mein Tagebuch berichten:

Garian, 17. Dezember 1938.

Heute nachmittag sind wir in Tripolis gestartet; unser Vorstoß in die Wüste hat begonnen. Vor der Abfahrt haben wir uns noch eine Schachtel Kerzen gekauft. Weihnachten steht vor der Tür. Wo wir wohl am Heiligen Abend sein werden? — Nach einer Fahrtstunde, in Azizia, hielten wir frierend an und wickelten uns wollene Tücher um den Hals. Daß es im Winter in Nordafrika so kalt sein kann! Als ich im Sommer des vergangenen Jahres durch Azizia kam, war es hier beinahe 50 Grad heiß. Im Schatten! Hoffentlich wird es wärmer, wenn wir erst in die richtige Wüste kommen. Azizia liegt ja noch in der Salzsteppe, der Djefara. — Nicht weit hinter Azizia sahen wir zum ersten Male die kahlen Berge des Dschebel Nefusa vor uns auftauchen. Fast 800 Meter mußten wir später mit unseren Motorrädchen auf der Dschebelstraße steigen, bis wir die Höhe des Gebirges erreicht hatten. Dann ging es auf guter Straße nach Garian. — Knapp 100 Kilometer haben wir heute zurückgelegt.

Giado, 18. Dezember 1938.

Unsere Fahrt hat heute ein vorzeitiges Ende gefunden. Der Sandsturm, der schlimmste Feind aller Wüstenwanderer, hat uns gezwungen, die heutige Tagesetappe bereits hier in Giado zu beenden. Während ich diese Zeilen schreibe, pfeift er wie wild um das Haus und rüttelt in ohnmächtigem Ingrimm an den geschlossenen Fensterläden. Nur immer zu! Wir sind in Sicherheit. Im letzten Augenblick gerade, als der Sturm zum Orkan anzuschwellen begann, erreichten wir die kleine Siedlung Giado. Wer weiß, wie es uns ergangen wäre, hätte uns der Sturm in der freien Steppe überrascht!

Als wir heute morgen in Garian abfuhren, war am Himmel nicht das geringste Anzeichen zu entdecken, das einen nahenden Sandsturm angekündigt hätte. In flotter Fahrt ging es zur Oase er-Rumia. Hier war nun leider die gute Straße zu Ende, die „Piste" begann. („Pisten" nennt man die gekennzeichneten Wege, die durch die Sahara führen. Man kann sie etwa mit schlechten Feldwegen vergleichen.) Unsere Geschwindigkeit war entsprechend. Streckenweise fuhren wir sogar in Schrittgeschwindigkeit, um nicht aus dem Sattel geschleudert zu werden. Wir waren so einige

Am Wegrain

Erzählung von M. Graf

Gert und Hanne wandern in froher Feierabendstimmung zwischen den Feldern hin. Es ist die hohe Zeit der Ernte, manche Felder sind schon abgeleert, das Jubilieren der Vögel ist stiller geworden, im nahen Wald färben sich die Blaubeeren und schießen die mannigfachsten Pilze aus dem Moos. Der alte Apfelbaum an der Straße trägt heuer besonders reich. Ehe er die ersten reifen Früchte abwirft, werden die Brautleute ihr eigenes Heim beziehen können. So nahe schon steht die Erfüllung! Der Mann hat seinen Arm leicht um die Schulter des Mädchens gelegt und malt vor ihr und sich selbst die beglückendsten Zukunftsbilder aus. Der Kehrreim eines jeden Satzes aber ist: „Und wenn dann unsere Kinder . . .“

Hannes Brauen schieben sich immer nachdenklicher zusammen, ihr Mund wird trotzig schmal. Und plötzlich bleibt sie so unvermittelt stehen, daß Gerts Hand von ihrer Schulter gleitet.

„Höre!“ sagt sie, und ihre helle Stimme klingt ein wenig scharf, „gar so eilt es ja wohl doch nicht mit der Stube voll Kinder! Du möchtest mich wohl beizeiten in einen engen Rahmen spannen?“

Der Mann war betroffen. „Aber, Hanne . . .!“

Sie schüttelt sich unmutig, daß ihr die Locken ums Gesicht fliegen. „Nun ja“, sagt sie nach einer Weile, „wie war es denn mit Helene, meiner liebsten Freundin? Du erinnerst dich doch wohl noch an die Zeit, wo sie uns insgesamt überstrahlte, von vielen umschwärmt, von allen beneidet! Und heute? Man sieht sie nur noch selten bei einer Festlichkeit, ihre besten Freunde haben sich zerstreut, und wenn man ihr Vorhaltungen machen will, weil sie kaum noch Zeit für ein Plauderstündchen findet, dann zuckt sie nur lächelnd die Achseln: „Du weißt ja, die Kinder!“ — Ganz verwandelt ist sie.“

„Nicht zu ihrem Nachteil, wie mir scheinen will. Und ist Frau Helene etwa nicht restlos glücklich? Sagt sie nicht selbst, daß es das schönste der Feste für sie sei, das Wachsen und Werden ihrer Kinder zu beobachten?“

„Gewiß. Und sie mag ja auch recht haben. Aber das hat doch noch Zeit, Gert — ich bin ja noch so jung!“

Ja — so jung! denkt Gert. Zu jung vielleicht, um schon an die größte Aufgabe herangeführt zu werden? Ob es nicht doch ein wenig überstürzt war, sich schon nach wenigen Monaten bindend zu entscheiden? Gerts Miene verdüstert sich sorgenvoll. Schweigend gehen die beiden weiter, den schmalen Weg zwischen den Feldrainen geflissentlich als Trennungslinie achtend.

Indes holpert ein Handkarren daher und zwingt das Paar, nach beiden Seiten auszuweichen. Ein halbes Dutzend Kinder, barfüßig, braun von Sonne und Wind, umspielt lärmend das Gefährt, auf dem über prall gefüllten Säcken das Jüngste thront und vergnügt sein selbst erdachtes Lied in den Abend hineinkräht. Eine noch junge Frau zieht, sichtlich ermüdet, aber unverdrossen, den Wagen, und zwei von den Buben schieben hinten nach, wenn die Fuhre gar zu langsam vorankommen will. Plötzlich gerät der Karren in eine ausgefahrene Wagenspur und droht umzukippen. Gert springt sogleich hinzu und rettet die Fracht vor dem Abgleiten. Dabei sieht er ein Aehrenbüschel aus dem einen Sack ragen. „Ein saures Geschäft, das Aehrenlesen!“ meint er bedauernd.

Die Frau verhält den Schritt, rückt ihr buntbetupftes Kopftuch zurecht und atmet einmal tief auf. „Das wohl!“ stimmt sie bei. „Aber es lohnt zuletzt doch mit einem Säcklein Mehl, von dem ich manches Mus für meine sieben hungrigen Schnäbel kochen kann. Bei einem Neidkragen freilich, der sein Feld bis auf den letzten Halm kahlputzt, ist viel Schweiß umsonst vergossen. Aber der und jener Bauer denkt beim Garbenbinden auch an unsereins, und dann häuft es sich rasch.“

„Sieben Kinder!“ sagt Hanne und betrachtet nachdenklich die lärmende Schar, die so munter über die Stoppeln fegt, als sei des Lebens Tisch schon reichlich für sie bestellt.

Die Frau nickt stolz: „Ja, Fräulein, da heißt es freilich, die Tanzschuhe ausziehen, und mit dem fruchtlosen Träumen, da ist es ja dann wohl auch für immer vorbei. Manchmal muß ich mich selber wundern, woher ich nur all die Zeit nehme, um gar noch für fremde Leute hin und wieder eine Handreichung zu tun. Aber es ist wohl so: je härter das Muß, desto größer die Kraft. Und was meine Mutter selig war, die hat immer gesagt: „Wo ein Häslein, da ein Gräslein.“ Wir daheim waren unser neune. Aber meinen Eltern war keines je zu viel, und sie haben das Letzte mit der nämlichen Freude erwartet wie ihr Erstgeborenes. Es ist halt etwas wunderbar Schönes, wenn man es so um sich blühen und wachsen sieht und weiß, daß man sich nicht nur um Geld und für fremde Leute schindet. Im Alter allein sein, vergessen und ausgelöscht — das, so denk ich mir oft, ist wohl die härteste Buße, die es für einen Menschen geben kann.“

Mit knappem Dank und Gruß wendet die Frau sich wieder ihrer Fuhre zu, nach wenigen Metern ist die breite Landstraße erreicht, die schnurgerade ins Dorf hineinführt.

Stumm stehen Gert und Hanne nebeneinander an der Wegkreuzung. Soll sie ihnen wirklich zum — Scheideweg werden? Nein, Hannes törichtes junges Herz ist bitterlich beschämt. Wie leicht wird sie es haben im eigenen schmucken Häuschen gegenüber jener Frau, die ihr karges Leben mit Lachen meistert und sich trotz Müh und Plage gar noch glücklich preist!

Zaghaft sucht ihre Hand die des Verlobten, und die helle Mädchenstimme, die bei Spiel und Sport wie eine Fanfare über allem schwebt, bettelt ganz weich und leise: „Du mußt ein wenig Geduld haben, Gert! Glaub mir nur, es wird alles gut. Und wenn dann unsere Kinder . . .“

Welche Farben hat das Meerwasser?

Wer häufig zur See reist, macht die Beobachtung, daß für jedes Meer der Erde eine ganz besondere Farbe charakteristisch ist. Es mag daher interessieren, daß sich auch die wissenschaftliche Untersuchung mit den Farben der Meere beschäftigt hat.

Nach den mitgeteilten Angaben findet sich im Atlantischen Ozean reines Blau ausschließlich in den Teilen, die zwischen 15 und 35 Grad N und 10 bis 30 Grad S liegen, und zwar bis zur brasilianischen Küste reichend; es sind dies also hauptsächlich die Meeresflächen, die sich zwischen Mittel- und Südamerika und Afrika ausbreiten. Innerhalb dieser Zone nimmt das Meer stellenweise — so z. B. um die Kanarischen und Kapverdischen Inseln wie auch in der Nähe Südwestafrikas — eine stark grüne Verfärbung an.

Die grünblaue bis grüne Färbung herrscht auch in den nördlich vom 40. Grad N gelegenen Meeresflächen vor. Nord- und Ostsee, der Kanal, die europäischen und amerikanischen Nordmeere zeigen somit ebenfalls vorwiegend grüne Farbtöne; auch das Meerwasser südlich der La-Plata-Mündung ist mehr grün als blau.

Sonderbar dunkel, ja sogar bis schwarzgrün verfärbt ist das kalte Meerwasser zwischen den Falklandinseln und dem Bouvet-Eiland im Südatlantischen Ozean, während es in den ganz hohen Breiten, sowohl im Norden wie im Süden, oft ein nahezu reines Blau aufweist.

Fast noch mehr Verschiedenheiten zeigen die Meeresgewässer der Erde in Bezug auf ihre Durchsichtigkeit. Um die Durchsichtigkeitstiefen festzustellen, versenkte man jeweils große Scheiben ins Wasser und maß dann genau, bis zu welcher Tiefe sie dem normalen menschlichen Auge noch sichtbar waren.

Bei diesen Untersuchungen erwies sich das Mittelmeer als das durchsichtigste Gewässer, da die Durchsichtigkeit stellenweise Tiefen bis zu 60 Meter erreichte. Im Indischen Ozean war die Versuchsscheibe bis 50 Meter tief zu sehen, im Atlantischen Ozean — bei Madeira — 42 Meter und beim Bouvet-Eiland 25 bis 30 Meter, im Roten Meer etwa 43 Meter und in der Adria 30 bis 40 Meter tief.

Viel weniger durchsichtig sind dagegen Nord- und Ostsee. In der Helgoländer Bucht war die Scheibe nur in Tiefen von 5 bis 12 Meter wahrzunehmen, nur bei der Kleinen und Großen Fischerbank ging die Durchsichtigkeit bis in eine Tiefe von 23 Meter. Verhältnismäßig wenig klar ist auch das Wasser der Ostsee, dessen Durchsichtigkeit bei Bornholm bis zu 11 und 13 Meter tief ging, nach einem Sturm die Scheibe aber immerhin noch in einer Tiefe von 7 bis 10 Meter sichtbar war. Im Bottnischen Meerbusen reichte die Durchsichtigkeit des Wassers, je der Wasserfarbe entsprechend, im gelblichgrünen Wasser bis zu 15 Meter, im braunen Wasser dagegen nur bis 2 Meter Tiefe. Das Licht der Sonnenstrahlen reicht natürlich noch viel weiter ins Wasser hinab. Mit Hilfe photographischer Messungen hat man festgestellt, daß ganz schwache Lichtspuren sogar noch in Tiefen von 600 Meter anzutreffen sind. Doch ist das Licht, wenigstens in unseren nördlichen Meeren, schon in geringen Tiefen — beispielsweise in 25 Meter Tiefe — so zerstreut, daß man fast nichts mehr sehen kann.

Der Schiffstechniker Plury, der über hundert Tauchversuche machte, erzählte, daß man in einer Tiefe von 32 Meter die Sonne „wie eine rötliche Kugel“ und selbst am hellen Tage die Sterne sehe, sofern die direkte Sonnenbestrahlung etwa durch einen Felsen unterbrochen sei. Als die Sonne im Zenit stand, befand sich Plury einmal auf dem Meeresgrund.

„Ich stand auf einem Grunde von feinem weißen Sand“, berichtet er darüber, „und die Lichtbrechung auf dem schneeigen Teppich machte auf mich den Eindruck, als ob ich auf einer Ebene geschmolzenen Goldes stände. In einer Tiefe von 73,5 Meter herrscht bereits tiefe Dunkelheit; bei 106 Meter ist die Dunkelheit undurchdringlich, und um etwas sehen zu können, braucht man elektrisches Licht. Ich benutze elektrische Lampen von 10 000 Kerzenstärke, deren Licht sich aber nicht über einen Radius von 29 Meter verbreitet. Gesunkene Schiffe, zersplitterte Schiffsrümpfe, Trümmer von Decks und gebrochenen Masten bieten dann einen traurigen Anblick.“

Infolge der schwachen Beleuchtungsverhältnisse kommt die Hauptmenge der vom Licht abhängigen Organismen — und auch nur in den durchsichtigen südlichen Meeren — denn auch nur in Tiefen bis zu 80 Meter vor. Die von der Deutschen Valdivia-Expedition vor Jahren beobachtete „Schattenflora“ des Meeres reicht jedoch bis 350 Meter Tiefe hinab.

Anekdoten aus aller Welt

„Hat der Herr . . .?“

Als die Beratung zur Gestaltung des neuen deutschen Strafgesetzbuches stattfand, sagte einer der Herren zum Reichspräsidenten von Hindenburg:

„Die Zahl der Stimmen gegen die Todesstrafe hat sich um eine vermehrt. Der Reichstagsabgeordnete P. hat kürzlich einer Hinrichtung beigewohnt und voller Entsetzen geäußert: „Es ist grausig. So eine Hinrichtung paßt nicht mehr in unsere heutige Zeit.“

Darauf fragte Hindenburg sehr ernst: „Hat der Herr denn auch schon einmal so einer grausigen Ermordung beigewohnt?“

Unter Kameraden

General von Stein besichtigte Rekruten. Er tat das sehr streng und sachlich, hatte aber für jeden Mann ein freundliches Wort.

Einen besonders strammen Kerl fragte er:

„Aus wieviel Teilen besteht denn dein Gewehr, mein Sohn?“

Der „Sohn“ schwieg.

„Na“, fuhr Stein fort, „denke einmal, ich sei nicht dein General, sondern ein einfacher Soldat wie du. Was würdest du denn auf meine Frage für eine Antwort geben?“

„Das geht dich einen Dreck an, Kamerad!“

So ist's richtig!

Zur Uraufführung des „Don Juan“ studierte Mozart die Rollen mit den Künstlern persönlich ein. Alles klappte, nur der Aufschrei, den Zerlina ausstößt, wenn sie von Don Juan gepackt wird, war ihm nicht echt genug.

Immer und immer wieder wurde geprobt.

Der Schrei blieb so miserabel wie zuvor.

Da riß dem guten Mozart denn doch die Geduld. Er ließ die Szene noch einmal aufführen, begab sich aber vom Dirigentenpult auf die Bühne, und als der Augenblick kam, in dem die Darstellerin der Zerlina schreien sollte, kniff Mozart sie dort, wo der Rücken aufhört, derart heftig, daß die Sängerin beinahe brüllte vor Schmerz und Schreck.

„So ist's richtig“, sagte Mozart, „so müssen Sie aufschreien. Sie können es ganz großartig! Verstanden?“

Stellvertretung

Die Herzogin von Marlborough hatte einmal einen Emu geschenkt bekommen. Und gerade als die Herzogin verreist war, geschah das Wunder, daß der Vogel ein Ei legte.

Der mit der Wartung des Tieres beauftragte Bedienstete war nun in einiger Verlegenheit, was mit dem Ei geschehen sollte, damit es nicht verderbe. Am besten schien es ihm, es ausbrüten zu lassen.

Gedacht, getan!

Und an die Herzogin ging folgender Bericht. „Emu hat ein Ei gelegt. Habe in Abwesenheit von Frau Herzogin Gans auf Ei gesetzt!“



Stunden durch die Gegend geholpert, als plötzlich ein heftiger Sturm aufkam. Gleichzeitig färbte der Himmel sich am Horizont graubraun; die Grenze zwischen Himmel und Erde verschwamm allmählich. Immer stärker wurde der Sturm, immer dunkler der Himmel. Die Sonne bekam einen schmutziggrauen Hof; man konnte sie jetzt betrachten, ohne geblendet zu werden. „Sandsturm!“ brüllte mir Otto durch das Heulen des Sturmes zu. Ich nickte. Jetzt hieß es Zähne zusammenbeißen und weiter. Irgendwann mußten wir doch eine Siedlung erreichen! Der Wind war inzwischen so stark geworden, daß wir uns kaum im Sattel halten konnten. Da endlich tauchten vor uns die ersten Häuser von Giado auf. Wir schrien vor Freude laut auf. Einige Minuten später waren wir und unsere Maschinchen in Sicherheit.

Fort Sinauen, 21. Dezember 1938.

War das eine langweilige Fahrt heute! Steinwüste, soweit das Auge reichte. Die Steppenlandschaft von vorgestern ist verschwunden. Jetzt sieht man bis zum Horizont nur noch Steine, nichts als Steine. Die einzige Abwechslung war eine Gazelle, die wir unterwegs aufschreckten. Außerdem hatte ich zwei Reifenpannen. Wir flickten mit afrikanischem Gleichmut. Pannen können uns jetzt nicht mehr aufregen. — Als wir hier in Sinauen ankamen, war es schon Nacht. Der Brigardiere hat uns einen Raum mit zwei Feldbetten zur Verfügung gestellt. Otto ist gerade dabei, beim Scheine einer trüben Sturmlaterne etwas Erbsensuppenähnliches auf unserem Benzinkocher zu bereiten. Wir sind beide so müde, daß wir beinahe im Sitzen einschlafen.

Oase Derg, 22. Dezember 1938.

Ob der Brigadiere vom Fort Sinauen doch recht hat? Heute morgen erzählte er uns, wir wären die ersten, die diese Strecke mit einem Motorrad befahren würden. Und jetzt berichtet uns der Kommandant von Derg dasselbe. Es scheint also zu stimmen! — Die Fahrt war heute wieder sehr langweilig, trotzdem aber sehr anstrengend. Auf der ganzen Strecke sahen wir nur Wüste. In der einzigen Oase, durch die wir kurz nach Sinauen kamen, machten wir Filmaufnahmen. Hoffentlich sind sie gut geworden! — Als wir am Nachmittag mitten in der Einsamkeit rasteten, um etwas zu essen, tauchte plötzlich ein Beduine vor uns auf. Der gute Mann staunte nicht wenig über unsere Motorräder (er hat bestimmt noch nie eins gesehen!), wurde aber bald recht zutraulich. Ob wir nicht zu seinem Zelt kommen wollten, bedeutete er uns, er würde für uns Tee kochen. Wir gingen mit. In einer Bodensenkung, wenige hundert Meter entfernt, stand das schwarze Nomadenzelt seiner Familie. Mit arabischer Gastfreundlichkeit wurden wir hier empfangen. Man bot uns sofort den Ehrenplatz des Zeltes an, eine mit Teppichen ausgelegte Ecke. Da saßen wir nun mit untergeschlagenen Beinen im Kreise der Beduinen und wußten nicht recht, was wir reden sollten, denn mit unseren arabischen Sprachkenntnissen war es nicht weit her. Es kam aber schließlich doch eine Art „Unterhaltung“ zustande, bei der uns die wenigen Brocken, die ich auf einer früheren Nordafrikafahrt gelernt hatte, gut zustatten kamen.

Oase Gadames, 23. Dezember 1938.

„Morgen, Kinder, wird's was geben!“ sangen wir heute früh beim Aufstehen. Morgen ist also der Heilige Abend! Und wir sitzen hier mitten in der Wüste.

Die heutige Etappe war die schwierigste auf der ganzen Fahrt. Zum erstenmal war die Piste über lange Strecken vom Flugsand verweht. Wir hatten also jetzt die Sandwüste erreicht. Stundenlang sahen wir links und rechts von der Piste nichts als Dünen, bis fern zum Horizont hin. Wir waren in einen Ausläufer des Großen Oestlichen Erg geraten, jener trostlosen und menschenfeindlichen Sandregion der nördlichen Sahara, die dem Wüstenreisenden fast unüberwindbare Hindernisse entgegensetzt. Der Sand lag oft so hoch auf der Piste, daß wir nicht mehr weiterfahren konnten. Dann hieß es eben absteigen und schieben, was bei einem schwerbeladenen Motorrad gerade kein Vergnügen ist. Aber wir kamen durch. Allerdings kamen wir nicht mittags hier in Gadames an, wie wir es uns vorgestellt hatten, sondern erst gegen Abend. Schon lange vorher sahen wir in der Ferne die große Oase, die in der gelben Wüste wie ein grüner Klecks aussah. Wir kamen näher; langsam wurde der Klecks größer. Bald konnte man schon einzelne Palmen unterscheiden. Und dann waren wir endlich am Ziel unserer Wüstenfahrt. Wir hatten als erste Motorradfahrer die Oase Gadames erreicht.

„Sinfonie der Wolken“

Die Entstehung eines Gewitters in einem einzigartigen deutschen Kulturfilm

Filmtheaterbesucher in aller Welt kennen Dr. Martin Rikli als einen Regisseur, dem kein Thema zu schwierig und kein Stoff zu spröde ist, um ihm dennoch stärkste filmische Wirkungen abzuringen. Was Gelehrte in dicken Büchern erklären, das wandelt er bildlich in kurzen Kulturfilmen ab. Wie die Gestalter biologischer Kulturfilme den Geheimnissen des werdenden und vergehenden Lebens nachspüren, so dringt Dr. Martin Rikli in die Geheimnisse des Weltalls und ihre Erscheinungen ein.

Wie zum Beispiel entstehen und vergehen die Wolken, wie entsteht ein Gewitter, und warum bläst an der Küste meistens ein erfrischender Wind vom Meer her ins Land? Das sind einige Fragen, die Dr. Martin Rikli in seinem Ufa-Kulturfilm „Sinfonie der Wolken“ beantwortet.

Während vieler Monate sind die Aufnahmen gemacht worden: vom Flugzeug und vom Freiballon aus, am Meer, im Gebirge, am Rande von Wäldern, im Tiefland, über Wiesen und Aeckern und im Experimentiersaal. Die Techniker haben besondere Apparate und die Physiker die verschiedensten Möglichkeiten ausgedacht, um dem menschlichen Auge einen Begriff von den Ursachen und Wirkungen der Wolkenbildung vermitteln zu können. Dabei spielt der Zeitraffer eine besondere Rolle. Was am Wolkenhimmel an einem ganzen Tag geschieht, das ist mit Hilfe der Zeitrafferapparaturen in wenige Minuten gedrängt. Wir kennen diese Technik von jenen Filmen, die uns beispielsweise das Wachsen und Erblühen einer Pflanze veranschaulichen. Genau so hat Dr. Martin Rikli mit seinem Kameramann Stanke das Werden und Vergehen der Wolken gefilmt. Oft ist die Zeit um das Fünfhundertfache beschleunigt. Und daraus ergaben sich geradezu phantastische Bilder, etwa von der „Geburt“ eines Gewitters. Oder die sogenannten Lämmer- und Hubwölkchen entstehen aus dem Nichts. Aus dem Nichts? Nein, hier setzt die durch viele Trickdarstellungen sinnfällig gemachte Belehrung ein. Wenn sich der Boden erwärmt — und das ist entsprechend der Bodengestaltung verschieden —, dann steigt die erwärmte Luft nach oben. In den höheren Regionen aber nimmt die Temperatur ab, die von unsichtbaren gasförmigen Wasserdämpfen angefüllte Luft wird abgekühlt, und diese Abkühlung verdichtet den Wasserdampf zu feinsten Tröpfchen, die wir als Nebel oder Wolken sehen. Mit physikalischen Hilfsmitteln ist bei den Laboratoriumsaufnahmen die Luft sichtbar gemacht, um erkennen zu können, daß heiße Luft nach oben strömt. Oder aus einer Glasglocke wird Luft, die mit Wasserdampf gesättigt ist, abgesaugt; der verbleibende Rest unter der Glasglocke dehnt sich aus; und Ausdehnung der Luft bedeutet Abkühlung. Diesen Experimenten folgen die Parallelerscheinungen in der Natur. Dabei kommt selbst der Uneingeweihteste hinter die „Geheimnisse“ der Segelfliegerei. So sind beispielsweise die aufsteigenden warmen Luftströmungen über den Fabrikschloten von Bitterfeld stark genug, um ein großes, bemanntes Segelflugzeug viele hundert Meter emporzuheben.

Die Wolken entstehen und vergehen — es wird künftig auch für den „blutigsten Laien“ kein Geheimnis mehr sein! Aber noch über diese nicht zu unterschätzende Wissensvermittlung hinaus ist hier ein Kulturfilm entstanden, der im besonderen Maße diese „Kultur“bezeichnung für sich in Anspruch nehmen darf, weil er Wissen mit Schönheit paart und in seiner Bildmusikalität so den Titel einer „Sinfonie der Wolken“ rechtfertigt.

H. M.

Wetterstation „Zittelhaus“

Deutschlands höchste Wetterwarte

Die höchste und berühmteste alpine Wetterwarte Deutschlands liegt auf dem 3100 Meter Hohen Sonnblick in den Hohen Tauern. Sie ist das älteste Gipfelobservatorium Europas, das schon vor 53 Jahren, am 2. September 1886, gegründet wurde. Der Hohe Sonnblick liegt inmitten der Goldberggruppe. Alte Knappenhäuser geben Kunde davon, daß hier einst bis in die Zeiten der Römer zurück reger Goldbergbau betrieben worden ist. Der „Deutsche und Oesterreichische Alpenverein“ errichtete seinerzeit auf Anregung des Bergwerkbesitzers J. Rojacher die Wetterstation „Zittelhaus“ auf dem Sonnblickgipfel, die inzwischen wesentlich vergrößert wurde und neben dem Observatorium auch Touristen beherbergt.

Im Erdgeschoß befindet sich die sogenannte „Gelehrtenstube“, in der die Messungen ständig verarbeitet und telephonisch nach Rauris hinunter gegeben werden. Im Wetterturm des Zittelhauses steht der Sonnenautograph. Im Turmstüberl zeichnet der Thermohydrograph Feuchtigkeit und Temperatur der Luft in eine Tabelle ein, die alle acht Tage der meteorologischen Anstalt in Wien eingesandt wird. Auf dem Wetterturm kann man am Windmesser jederzeit Windstärke und Windrichtung ablesen. Regenmesser gibt es in verschiedenen Ausführungen. Die täglichen Beobachtungen werden von der Zentrale verarbeitet und sind für die Wettervorhersage äußerst wichtig, zumal für den Flugwetterdienst ist die Wetterwarte auf dem Sonnblick unentbehrlich.

Das Sonnblick-Observatorium zählt heute zu den Forschungsinstituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Viele Gelehrte haben Monate hindurch hier oben Untersuchungen angestellt und forschend den Grund zu bedeutsamen Arbeiten gelegt, die dann die Entwicklung der Wetterkunde maßgeblich förderten. Selbstverständlich müssen der Meteorologe und sein Gehilfe, die jetzt schon über fünf Jahre ständig ihren Dienst versehen, erfahrene Alpinisten sein, die im Winter und im Frühjahr alle Strapazen gewachsen sind und sich, wenn nötig, mit Eispickel und Steigeisen ihren Weg zu bahnen vermögen. Wenn die Fernsprechleitung durch Lawinen oder Stürme zerstört ist, gehen sie bei jedem Wetter auf die Strecke, um den Schaden zu beheben. So sind die Männer vom Hohen Sonnblick auch hervorragende Skiläufer, denn der Ski ist und bleibt im Notfall die zuverlässigste Verbindung zum Tal.

Kraterseen und Schloßruinen

(C. K. v. K.) **Clermont**, 23. August.

Wenn wir die Ausflüge in die verschiedenen Täler der Auvergne jetzt, nachdem wir uns zu kurzer Rast noch einmal in Clermont festsetzen, zurückverfolgen, so wissen wir, daß uns eins unvergeßlich sein wird: die Erinnerung an Schloß Murols! Nicht, daß wir die glänzenden Festsäle bewundert hätten, gepflegte Gartenanlagen oder großartige Architektur! Murols ist heute eine dem Verfall geweihte Ruine! — In einem reizenden, mit zarten Gravüren geschmückten Büchlein, das sich in der Berliner Stadtbibliothek befindet und das mit achtungsvollem Erstaunen von dem neuen Wunder der ersten Eisenbahn erzählt, die vor kurzem den Verkehr von Clermont nach Paris aufgenommen hat, in diesem Büchlein findet sich auch eine Abbildung des Schlosses Murols. Als der Zeichner dies Bildchen festlegte, hatten die hochragenden Fassaden noch Fensterscheiben. Heute gähnen öde Höhlen, durch die der Wind streicht. Aber der Anblick dieses düsteren Steinkolosses ist vielleicht gerade seines grausigen Zerfalls wegen so eindrucksvoll und nachhaltig. Man weiß hier nicht, was man mehr bewundern soll: das gigantische Werk von Menschenhand oder das noch stärkere der Natur, die im Laufe der Jahrhunderte dieses Werk wieder vernichtete.

Eine Fahrt im Mietauto, von Clermont ausgehend, führte uns zu den hoch in den Bergen liegenden Kraterseen und in die Nähe des alles überragenden Berges, des Mont-Dore, führte uns nach St. Nektaire und schließlich in das frühmittelalterliche Städtchen Riom, und als wir am Abend unserem hilfsbereiten Hotelwirt Bericht erstatteten, war er zufrieden mit uns. Das Ausflugsprogramm war von seinem berechtigten Lokalpatriotismus diktiert worden.

Ueberall in der Auvergne sprudeln die heißen Quellen aus der Erde, und überall hat rege Geschäftstüchtigkeit diese Quellen gefaßt, sie zu Trinkbrunnen gemacht oder in Badehäuser geleitet. Vichy trägt seinen Ruhm schon seit Jahrhunderten durch die ganze Welt als Modebad, La Bourboule, St. Nektaire, Mont-Dore stehen ihm an Wirksamkeit nicht nach. Halb Frankreich gibt sich hier während des Sommers ein Stelldichein. Wir erlebten auf unserer Rundfahrt zu den Hochlandseen Einsamkeit und Menschenleere, die das Grandiose dieser Landschaft noch unterstrichen und es der Phantasie erleichterten, sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen, in die vorchristliche Zeit, als das alte Keltenvolk hier lebte, die Römer ihre Eroberungszüge hierher unternahmen und die Stürme der Völkerwanderung über die Auvergne dahinbrausten. Unser Wirt hatte heute morgen, als wir zur Rundfahrt rüsteten, mit großartiger Geste betont, daß das „Blut der großen Rassen des Altertums in seinen und seiner Landsleute Adern gemischt sei mit dem Blut der heldenhaften Gallier!“, und hatte sich zu seiner ganzen stattlichen Höhe aufgereckt. O, er zeigte sich erstaunlich unterrichtet, sprach redselig davon, daß Clermont jahrhundertelang nicht nur geographisch, sondern auch politisch der Mittelpunkt Frankreichs gewesen sei. „Nach dem Zeitalter der Barbaren, in dem allein die Tat herrschte, dämmerte“, so erklärte er uns in schwungvoller Rede, „eine neue Zeit herauf, die des Rittertums und des Lehnswesens. Die Macht des Papstes war gewachsen, die stolze Autorität des Geistes begann ihre Herrschaft! Stellen Sie sich vor, was das damals für die ganze Welt bedeutete, als hier in Clermont Philipp I., König von Frankreich, vom Papst exkommuniziert wurde und gleichzeitig Volk und Ritterschaft sich zusammenscharten, das Heilige Land von den Sarazenen zu befreien. Unter freiem Himmel stieg aus tausend Kehlen der inbrünstige Ruf gen Himmel: „Gott will es!“ O, Clermont muß einem Heerlager geglichen haben. Und immer mehr wurde es zur Stadt der großen Kirchenkonzile! Die Päpste unternahmen die weite Reise hierher, und die gesamte christliche Welt blickte nach unserem Clermont!“

Er hatte es in der Tat verstanden, uns in die richtige Stimmung zu versetzen, unser netter Hotelwirt. Wir fühlen uns so aufnahmefähig und -willig wie selten. Wieder breitete sich einer dieser stillen, von dichten Wäldern und steilen Höhen umgebenen Kraterseen vor uns aus. Eine Hirtenfrau in hohen Stiefeln, die ihr braunweißes Vieh vor sich hertrieb, sah uns neugierig nach. Der Gipfel des Mont-Dore war in Wolken gehüllt, ein scharfer Wind wehte von den Höhen herab. Rauh mußte es hier sein zur Winterszeit, aber in den Tälern, die wir durchfuhren, herrschte noch der Glanz der Spätsommersonne, die die bunten Wälder in Farbensymphonie aufleuchten ließ.

Im kleinen Wirtshaus von St. Nektaire saß die Besitzerin an der Nähmaschine. Erstaunlich schnell brachte sie uns, den kaum noch erwarteten Gästen, den Café au lait und begann mit dem gleichen Lokalpatriotismus wie heute früh unser Wirt, das Lob des schönen alten Kirchenbaues zu singen. „Rein romanisch! Sehr berühmt! Der Heilige Nektarius, Patron unseres Städtchens, brachte das Licht des Evangeliums in unsere wilde Gegend. Seitdem heißt der Ort nach ihm!“ Wir beeilten uns, unser Interesse zu zeigen, indem wir bald aufbrachen und die wenigen Schritte über den kleinen Platz zur Kirche hinübergingen. Immense Steinquadern hat man zusammengetragen, hoch auf dem Felsen errichtet, umdrängt von den niedrigen Häusern der Menschen, weit in das waldige Tal schauend. Innen ist es düster und kalt. Die grauen schmucklosen Mauern mit den Rundbögen haben etwas Lastendes und Bedrückendes. Man kann sich nicht vorstellen, daß hier eine Schar fröhlich Dankender Jubellieder singen könnte. Unwillkürlich denkt man an zerknirschte Büßer, die ihre klagenden Gebete einem zürnendem und rächendem Gott darbringen.

Aber es blieb noch Zeit, uns einen lebendigeren, fröhlicheren Eindruck vermitteln zu lassen. Schnell entschlossen fuhren wir noch nach Riom. Lange war diese kleine Stadt die Rivalin Clermonts gewesen, als sie noch Hauptstadt der Auvergne war, berühmt schon damals wegen ihres Doms und wegen St. Chapelle. Am Denkmal der Marseillaise vorbei gingen wir zum Rathaus und bewunderten den schönen, im Renaissancestil erbauten Hof. Unser kleines, in der Berliner Stadtbibliothek aufgestöbertes Büchlein schildert anschaulich die glanzvollen Tage aus Rioms Vergangenheit als Anna von Frankreich, König Ludwig XI. Tochter, in Riom Hof hielt und eine große Menge von Menschen herbeizog, Männer der Wissenschaft und tüchtige Ratgeber. Bis dann die in der Auvergne besonders schrecklich wütenden Religionskriege dem regen Leben Rioms einen empfindlichen Rückschlag versetzte. Aber noch heute bewahrt das alte Riom das Ansehen einer Stadt des Geistes und der guten Manieren als Erbschaft seiner höfischen Vergangenheit.

St. Chapelle, von Herzog Johann von Berry zu Ende des 14. Jahrhunderts erbaut, entzückte uns durch seine reine Gothik, seine wunderbaren alten Glasfenster, die denen von Chartres nicht nachstehen.

Vor einem kleinen Café am Marktplatz nahmen wir noch einen Apéritif und schrieben Stöße von Ansichtskarten nach Haus. Die Jugend unternahm ihren Abendbummel, die alten Leute lehnten zum Fenster hinaus, von irgend woher drangen Bruchstücke einer Debatte zwischen „Madame“ und „Monsieur“ durch den kleinstädtischen Abendfrieden. Bald schlossen sich rundum die Fenster und Türen. Man geht zeitig zu Bett, denn Aufbleiben bedeutet Licht brennen und das kann man sparen. Eine Stunde später lagen wir in unseren breiten, wohlgepolsterten Hotelbetten.

Bilder vom Einmarsch

In den Tagen seit dem Betreten unserer Stadt durch deutsche Truppen sind von Privatpersonen sehr viel photographische Aufnahmen gemacht worden.

Wir bitten jeden Volksgenossen, der photographiert hat, herzlich, uns gegen Vergütung Abzüge zur Verfügung zu stellen.

Wir wollen den stolzen Einmarsch und die Besetzung der Stadt in der Zeitung bildmäßig festhalten. Dazu erbitten wir die Mitarbeit aller Amateurphotographen.

Posener Tageblatt
Schriftleitung

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Eugen Petrull, Posen. Druck: Buchdruckerei und Verlagsanstalt Concordia A.-G., Posen, Al. Marszałka Piłsudskiego 25.